1,80 DM / Band 518
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–

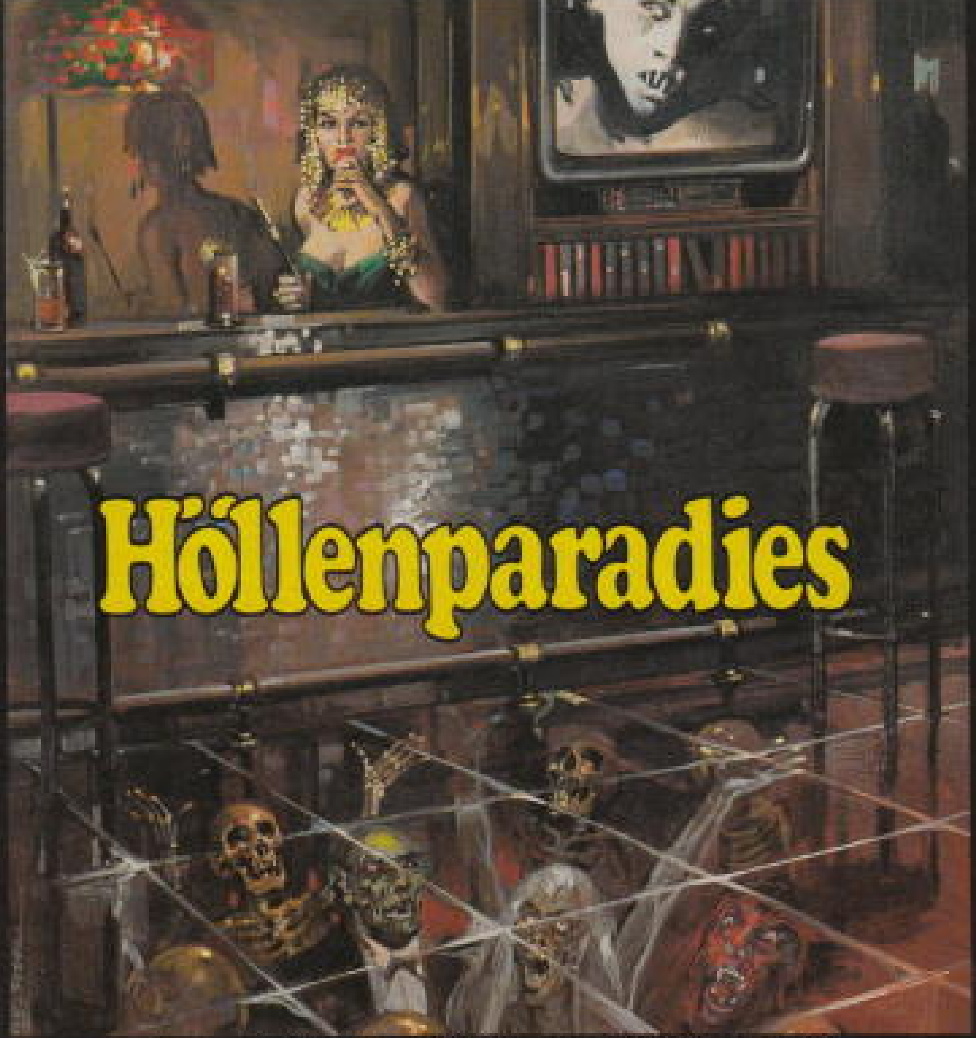
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Höllenparadies

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Höllenparadies

John Sinclair Nr. 518

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 07.06.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Höllenparadies

Sie kam aus Atlantis!

Er war ein zehnfacher Mörder!

Beide führte ein unglückseliges Schicksal zusammen. Sie bildeten sogar eine Allianz.

Der Killer und die Königin. In London ließen sie sich nieder. An einem Ort, wo sich die Magien trafen und die Zeiten zusammenschmolzen.

In Sandras Höllenparadies!

Sie nannten ihn »Uncle Willy«!

Ein harmloser Name, völlig falsch für diesen Killer und Schänder, der neun Morde auf dem Gewissen hatte.

Vier Erwachsene – der Rest waren –, aber darüber sprach man nicht. Es war einfach zu schrecklich.

Sie hatten ihn gejagt. Vom kleinen Dorfpolizisten, angefangen, bis hin zu den Spezialisten bei Scotland Yard. Es war sogar eine Sonderkommission gebildet worden. Mit einem wahren Heer von Polizisten und einem gigantischen Materialaufwand versuchten sie, ihm eine Falle zu stellen, ihn einzukreisen, aber er entwischte ihnen immer wieder.

Uncle Willy war ein Phantom!

Er verhöhnte sie, er schrieb ihnen Briefe, er kündigte sogar weitere Morde an, und er verübte ein zehntes Verbrechen.

Das brachte die Mitglieder der Sonderkommission unheimlich auf die Palme. Einige von ihnen beschlossen, über ihren eigenen Schatten zu springen und Kontakt mit einer Person aufzunehmen, die von vielen Polizisten abgelehnt wurde, obwohl sie oft genug benötigt wurde.

Rick Malone, der Kopfgeldjäger!

Er war ein Mensch, der Mörder, Erpresser und Totschläger holte, die auf Kaution freigelassen worden waren. Er holte auch Steuerflüchtlinge zurück und betrieb seinen Job kalt und ohne Gefühle. Es ging ihm allein um den Erfolg.

Und den hatte er.

Millionär war er durch seine Arbeit nicht geworden, aber er konnte gut leben und zwischendurch monatelang nichts tun. Dann saß er in seiner Fischerhütte in Irland, wo er nur für bestimmte Leute zu erreichen war.

Einer davon besuchte ihn.

Er war ein Yard-Beamter und stand an der Schwelle zu einer großen Karriere.

Er kam eines Nachmittags, als die Wintersonne noch handbreit über dem Horizont stand. Der Mann sah Malone in Anglerhaltung vor einem See.

»Beißen Sie denn, Rick?« Der Beamte war stehengeblieben und hatte die Hände in die Taschen seines schwarzen Mantels vergraben. Auf seinem Kopf saß ein ebenfalls dunkler Hut. Der helle Schal reichte bis über die Ohren.

»Schlecht.«

»Dann solltest du aufhören.«

»Nein, sie riechen den Bullen. Deshalb beißen sie so schlecht.«

Der Besucher lachte. »Noch immer die alte Aversion gegen die Polizei, Rick?«

»Ja.«

»Du hast mal zu uns gehört.«

»Ich weiß.« Malone sprach, ohne sich umzudrehen. Er trug dicke Kleidung. Auch ohne sie war zu sehen, daß er einen breiten Rücken besaß. Er war durchtrainiert wie ein Ausbilder bei den Rangers.

Der Besucher starrte über den mit einer Fellmütze bedeckten Kopf des Fischers hinweg. Er konnte die Bäume am jenseitigen Ufer des Sees erkennen. Letzte Sonnenstrahlen tauchten die Kulisse in rötliches Licht.

Der Himmel sah aus wie helles Blei, das jemand von einem Ende zum anderen gestrichen hatte. Der in den See führende Steg war ebenfalls eisglatt.

Rick Malone holte tief Luft. »Ich weiß, daß man dir nicht entkommen kann, James. Du bist ein Mann für den Yard.« Er nickte und lachte dabei bitter. »James Powell, am Beginn einer Karriere, das habe ich mir gedacht. Es mußte einfach so kommen.«

»Auch du hättest Karriere machen können, Rick.«

»Nein, James, ich bin anders. Ich kann nicht im Büro hängen und darauf warten, daß etwas passiert. Ich muß raus, weißt du? Ich muß die Natur sehen, ich muß es erleben. Aber was erzähle ich dir das alles! Wir haben lange darüber gesprochen.«

»Stimmt.«

Rick Malone stand auf. Obwohl er lange gesessen hatte, drückte er sich mit einem Schwung in die Höhe, drehte sich um und grinste James Powell an.

»Komm in meine Bude.«

»Ja, mir wird kalt.«

»Du bist eben nichts gewohnt.«

»Und du bist dicker angezogen.« Malone kam auf James Powell zu und schlug ihm auf die Schulter. »Immer noch der alte. Nie um eine Antwort verlegen. Das habe ich an dir immer gemocht. Deshalb bist du der richtige Mann für den Job. Aber dein Magen.«

James Powell nickte traurig. »Er hat sich noch immer nicht beruhigt.«

»Damit habe ich keine Last.« Malone ging vor. Es waren nur einige Schritte bis zu seiner Behausung, die aus dicken Holzstämmen bestand. Ein typisches Blockhaus und gut isoliert. Nebenan, wo der breite Schuppen mit dem nach links abkippenden Dach angebaut worden war, stand auch Malones Fahrzeug, ein geländegängiges Gefährt, dessen Reifen den Weg durch dicken Schnee fanden.

In der Hütte war es warm. Der Kamin brachte die angenehme Temperatur. Auf einem Fell direkt vor dem Feuer räkelte sich Senta, eine Bernhardiner-Hündin. Sie sah so träge aus, aber sie konnte explodieren, wenn Malone es wollte.

Als die beiden Männer eintraten, hob sie nur träge den Kopf.

»Nimm Platz, James«, sagte Malone. Er entledigte sich seiner winterlichen Kleidung. Darunter trug er einen dicken Pullover aus grauer Wolle. Aus einem Schrank holte er Whisky und zwei Gläser.

Beides stellte er auf den Tisch und verließ noch einmal den Raum.

Er ging in den Schuppen, wo er auch einen Lebensmittelvorrat aufbewahrte.

»Du ißt doch frischen Lachs, James?«

»Gern.«

»Wunderbar.« Malone stellte das Tablett auf den Tisch. Er hatte zu dem Fisch noch eine Kräutersoße mitgebracht und für James Powell ein Besteck.

»Ich werde ihn mit den Fingern essen.«

»Wie du willst, er ist ja schon geschnitten.«

Die beiden Männer aßen schweigend. Sir James beobachtete Malone. Er sah aus wie immer. Blond das dichte Haar, blond der Oberlippenbart, die Augen leicht grünlich schimmernd und darüber die buschigen Brauen. Und auf seinem Nasenrücken schimmerte noch immer die bläuliche Narbe. Dort hatte ihm jemand vor einiger Zeit ein glühendes Stück Kohle ausgedrückt.

James Powell nickte. »Er ist wirklich gut.«

»Sag' ich doch.« Malone legte den Kopf zurück und ließ einen Lachsstreifen in seinen Mund gleiten. Dazu tranken die Männer klares Wasser. Der Whisky wurde noch nicht angerührt.

Erst als sie satt waren, kam einer von ihnen zum Thema. Es war Rick Malone.

»Ihr braucht mich.«

»Richtig.« Sir James starrte in das Licht der Petroleumlampe.

»Worum geht es?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Malone lachte und griff zur Whiskyflasche. »Trinkst du auch einen, James.«

»Nein, bitte…«

»Ah, dein Magen.«

»So ist es.«

Rick ließ Whisky in das Glas gluckern. »Du brauchst mir nichts zu sagen. Ich weiß, daß euch Willy, der gute Onkel, auf den Nägeln brennt wie Feuer.«

»Exakt.«

Malone trank schlürfend. »Jetzt seid ihr mit eurer Kunst am Ende, und ich soll ihn fangen.«

»Ja.«

»Zehn Morde?«

»Du bist gut informiert.«

»Bin ich immer, James. Auch wenn ich am Ende der Welt lebe. Das

muß man einfach sein.«

Sir James wartete, bis Malone sein Glas geleert hatte und einen zweiten Schluck einschenkte. »Er ist ein Tier, Rick, eine Bestie. Du mußt ihn holen.«

»Egal wie?«

»Ja. Tot oder lebendig.«

»Wie im Wilden Westen.«

»Du bist einer der letzten Kopfgeldjäger. In den Staaten gibt es sie noch, hier offiziell nicht.«

»Stimmt. Dennoch braucht ihr mich. Manchmal ist auch deine Firma am Ende.«

»Da kann ich dir nicht widersprechen.«

»Gibt es Spuren, James?«

»Nur die Toten.«

»Standen sie miteinander in Verbindung?«

»Nein, Willy killte wahllos.«

Rick überlegte. »Wie lange habe ich Zeit?«

»Einen Tag, drei Monate, zehn Jahre. Wir wollen nur nicht, daß noch ein Mord geschieht.«

»Das ist hart.«

»Du bist okay, Rick.«

»Das haben unsere Vorgesetzten damals anders gesehen.«

»Sie irrten sich.«

»Wissen sie das auch?«

»Ich komme nicht ohne Rückendeckung, das weißt du. Du brauchst es auch nicht umsonst zu machen, Rick.«

Malone erstarrte für einen Moment. Dann hieb er das Glas auf die rohe Tischplatte. »Verdammt, James, was ist aus dir geworden?« In seinen grünen Augen stand eine Wildheit, die den Besucher erschreckte. »Ich mag ein Schwein sein, einer, der sich nicht anpassen kann oder will. Aber Tiere wie Willy, die jage ich umsonst.«

»Entschuldige, alter Junge.« James Powell schlug Rick auf die Schulter. »Ich dachte eben zu sehr als Polizist und nicht als Freund.«

»Den Bullen schmink dir mal ab.«

»Geht in Ordnung.«

Malone lehnte sich zurück. »Willy«, flüsterte er. »Wenn du nicht gekommen wärst, James, hätte ich die Sache fast schon selbst in die Hand genommen. Ja, verdammt.« Er hieb auf den Tisch. »Ich war bald soweit. Ich habe mich geschüttelt, wenn ich in den Zeitungen las, daß Willy wieder zugeschlagen hat.«

»Dann jage ihn bis in die Hölle!«

Malone schaute den Besucher an. »Das werde ich auch. Darauf kannst du dich verlassen…«

Es klang wie ein Schwur. Und James Powell wußte, daß Rick Malone

noch nie einen Schwur gebrochen hatte.

»Ich danke dir.«

»Nein, James, keinen Dank. Tu mir nur einen Gefallen.«

»Und welchen?«

»Setze eine Meldung in die Zeitung, daß ich Willy jage. Dann fühlt er sich herausgefordert. Ich kenne ihn nicht, aber ich halte ihn für einen Typ, der es wissen will. Wenn man ihn verhöhnt, wird er seine Sicherheit vergessen.«

»Das hoffe ich auch!«

Die beiden Männer besiegelten das Versprechen durch einen Händedruck. Danach trank James Powell doch einen Whisky, auch wenn es nur ein halber Schluck war.

***

Vierzehn Tage später

Die Meldung war erschienen. Nichts hatte sich getan. Nur das Wetter war umgeschlagen. Es war kalt geworden und hatte geschneit.

Das alles kümmerte Malone nicht. Er hockte, gut mit Proviant eingedeckt, in seiner Hütte und wartete. Früher hatten sie ihn gehetzt, da war er eine Maus gewesen, die sich jagen ließ, heute aber verglich er sich mit einem Löwen, der geduldig auf sein Opfer wartete.

Ein Opfer, das als zweibeiniger Killer galt.

Von Nordwesten her trieben die schweren Wolken heran. Rick Malone, ein Mann der Natur, hatte den Schnee schon vorher gerochen, denn so oft schneite es in dieser Gegend nicht.

Rick Malone verwandelte sich zum Heger und Pfleger der Tiere.

Bereits im Sommer hatte er Heu gehortet, im Herbst Eicheln und Kastanien gesammelt, so konnte er jetzt, wo die Tiere nur wenig Futter fanden, über den Winter helfen.

Seine Hündin begleitete ihn. Die scheuen Tiere des Waldes hatten sich an Malones vierbeinigen Gefährten gewöhnt, sie kamen, auch wenn die Hündin dabei war. Vielleicht hatte auch der Hunger die Angst besiegt.

Der Mann versorgte die Krippen. Sie lagen ziemlich weit auseinander. Zum Glück hörte es allmählich auf zu schneien. Dafür blies ein kalter Nordwind. Malone packte sich dick ein. Das Fell wärmte ihn, und eine Schalhälfte verdeckte den unteren Teil des Gesichts.

Auf seine Bewaffnung verzichtete er nie. Den schweren Neun-Millimeter-Magnum-Revolver trug er ebenso bei sich wie auch das Fallschirmspringer-Messer.

Der Mittwoch sollte zu einem besonderen Tag werden. James Powell hatte nichts mehr von sich hören lassen, auch der Killer war nicht gekommen, trotzdem witterte Malone, daß der Tag nicht so verlaufen

würde, wie er es sich vorgestellt hatte.

Einen besonderen Grund konnte er nicht angeben, es war einfach so. Auch Senta, die Hündin, benahm sich anders. Sie war unruhiger als sonst, stand vor der Hüttentür und bewegte den Kopf, wobei sie dorthin schaute, wo der allmählich zufrierende See lag.

Neben dem Tier blieb Malone stehen. Er vergrub die Finger der linken Hand in das Fell. »Na, Senta, was ist los? Gefällt es dir nicht? Bekommen wir Besuch?«

Die Hündin senkte den Kopf. Sie rieb ihre Schnauze am Stoff der Hose.

Malone lächelte. Er liebte sein Tier, denn er wußte, daß man sich auf Tiere verlassen konnte. Die nahmen den Menschen so, wie er war, sie taktierten nicht, sie schauten nicht darauf, was der Mensch hatte und besaß, für sie war allein die Person wichtig.

Senta zeigte Malone auch, was sie wollte, indem sie zur Haustür ging und sich davor niederhockte.

»Du willst bleiben?«

Senta gab keine Antwort, aber Malone hatte sie auch so verstanden. »Okay, dann bleib hier, altes Mädchen. Ich mache nur einen Rundgang und komme bald zurück.« Aus dem Schuppen holte er den kleinen Sack mit Vogelfutter. »Unsere gefiederten Freunde wollen auch etwas haben«, sagte er, dann ging er.

Nach zehn Schritten drehte er sich noch einmal um. Senta saß vor der Haustür, sie schaute ihm nach. Malone spürte, wie etwas durch seinen Körper rieselte, das ihm regelrecht Angst einjagte. Es war ein schlimmes Gefühl. Er kam nicht dagegen an, konnte es nicht unterdrücken, es blieb als Warnung zurück.

Würde Willy heute kommen?

In der Meldung hatte auch gestanden, wo Malone ungefähr zu finden war. Mit etwas Nachdenken war es eigentlich leicht, den genauen Ort zu erreichen.

Sein Gefühl riet ihm, in der Hütte zu bleiben, doch die Vögel warteten auf ihre Mahlzeit. Außerdem blieb er nicht lange weg. Er rechnete damit, daß Willy, wenn er überhaupt kam, sich die Stunden der Dunkelheit aussuchen würde. Jedenfalls wollte Rick sich beeilen und noch vor dem Mittag wieder zurück sein.

Die Kälte drückte. Sie war wie ein gewaltiges Dach über das Land gefallen und hatte die gesamte Natur erstarren lassen. Blaugraues Eis, manchmal dick wie ein menschlicher Arm. Die Natur öffnete sich dem menschlichen Auge als ein wahres Wunderwerk. Das Eis hatte Figuren gebildet, die aus einem Märchen zu stammen schienen. Wunderschöne Gebilde. Der Schnee knirschte unter den dickprofiligen Sohlen des einsamen Wanderers. An vielen Stellen leuchtete er glatt, wenn das fahle Licht der Wintersonne auf ihn schien und von zahlreichen

Eisperlen gebrochen wurde.

Der Wald nahm den einsamen Wanderer auf. Ein stiller Wald, in Kälte erstarrt, auf den Frühling hoffend.

Die Vogelhäuschen hatte Malone selbst angefertigt und in die Bäume gehängt. Seine gefiederten Freunde wußten bereits, daß er unterwegs war. Kaum hatte er das nahrhafte Futter gestreut, da kamen sie an und machten sich über die Nahrung her.

Malone freute sich darüber. Er schaute ihnen für eine Weile zu, bevor er zum nächsten Vogelhäuschen ging.

Dreimal streute er insgesamt, dann war der Sack leer. Rick Malone begab sich auf den Rückweg. Bisher hatte ihm der Wind in den Rücken geweht, jetzt kam er von vorn, und er blies hart gegen sein Gesicht. Die Kälte war beißend. Sie drang durch, als wollte sie ihm die Haut vom Gesicht abschälen. Von der Oberfläche trieb der Wind zahlreiche Flocken hoch, drehte sie zu Kreiseln und wirbelte sie dem einsamen Wanderer entgegen, hüllte ihn ein.

Malone zog den Schal höher. Das Wetter sah nicht gut aus. Der klare Winterhimmel war verschwunden. Graue Wände aus gewaltigen Wolkenformationen hatten sich über das Firmament geschoben und machten den Tag fast zur Nacht.

Die Natur duckte sich noch mehr. Fast übergangslos ließ auch der Wind nach, er schlief völlig ein, und Malone kannte dieses Zeichen sehr genau.

Immer dann, wenn ein Sturm oder ein Orkan über das Land fegte, war es zuvor windstill.

Nur seine eigenen Schritte vernahm er. Jeder Tritt hinterließ unter der Sohle eine bestimmte Musik.

Malone hatte den Wald verlassen und bewegte sich am Ufer des Sees entlang.

Eine glatte Fläche aus Eis lag vor ihm. Das andere Ufer zeichnete sich als grauer Wall ab und schien mit den tiefhängenden Wolken eine Einheit zu bilden.

Die Umgebung war klar und verschwamm trotzdem. Es lag an der unnatürlichen Dunkelheit, die dem Sturm voranging. Der Schal rutschte über das Kinn des Mannes.

Malone hatte es plötzlich eilig. Er kannte den Grund selbst nicht, aber etwas war in ihm, das ihn antrieb. Ein Motor, der auf Hochtouren lief. Er spürte plötzlich das Gewicht seiner Waffen.

Dann sah er sein Haus. Er hatte es an den Waldrand gebaut. Die Bäume kamen ihm zu allen Jahreszeiten wie Beschützer vor. Jetzt flößten sie ihm ein unangenehmes Gefühl ein, als hätten sie eine traurige Botschaft für ihn.

Auch die Umrisse des Hauses verschwammen mit dieser ungewöhnlich grauen Luft. Da war nichts mehr so kalt wie beim

Verlassen des Hauses.

Dennoch wunderte er sich über eine Tatsache.

Senta lag noch vor der Tür.

Sie hätte ihm längst entgegenlaufen müssen, weil sie ihn einfach gewittert haben mußte.

Auf einmal war die Faust da. Sie hämmerte in seinen Magen und blieb auch dort wie ein gewaltiger Druck. Es stieg in seiner Kehle hoch. Ein heißer Strom wie glühende Lava.

Malone rannte plötzlich und wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Fast wäre er gestürzt, mit wild rudernden Arm- und Beinbewegungen konnte er sich wieder fangen, erreichte er den Vorbau, seinen Hund – und sah das Blut. Senta lag da mit durchgeschnittener Kehle.

Malone wußte sofort Bescheid.

Willy war hier!

***

Rick Malone, der knochenharte Mann, der durch zahlreiche Höllen gegangen war, schämte sich seiner Tränen nicht. Gleichzeitig wußte er, daß er einen Fehler beging, er stand in seiner gebückten Haltung wie auf dem Präsentierteller, aber das war ihm in diesen Augenblicken völlig egal. Er mußte den Schmerz einfach loswerden.

Mit beiden Händen strich er durch Sentas Fell. Er stammelte Worte, die er selbst nicht verstand, sinnloses Zeug, herausgepreßt aus einer unendlichen Trauer.

Senta war nicht mehr, und Willy hatte seine erste blutige Spur hinterlassen.

Willy, der Schädel, der Killer!

Der Name brannte sich in Malones Gehirn ein wie ein glühender Nagel. Er sorgte dafür, daß die Trauer verschwand. Das Gefühl kippte von einem Moment zum anderen.

Plötzlich durchströmte den Mann etwas anderes. Kalte Wut und gleichzeitig ein brennender Haß.

Er richtete sich auf. Diese Bewegung hätte auch von einem Raubtier stammen können, so lauernd war sie. Er sicherte auch gleichzeitig nach allen Seiten, denn Willy war ein Hundesohn, der killte auch Menschen, die ihm den Rücken zudrehten.

Ein ungewöhnlicher Laut schreckte Malone auf. Er war über ihm erklungen, dort aber befand sich nur das Dach.

Steckte der Killer etwa da oben?

Das Geräusch wiederholte sich. Jetzt erkannte es Rick Malone auch. Es hörte sich an, als würde eine gefrorene Schneelast vom Dach rutschen.

Malone wollte es genau wissen. Er verließ den für ihn günstigen

toten Winkel. Seine Jacke hatte er schon geöffnet. Der schwere Magnum-Revolver lag in seiner rechten Hand. Die Fäustlinge trug er auch nicht mehr, nur noch die dünnen Fingerhandschuhe aus Stoff.

Rick hielt die Waffe schräg und fächerte sie dabei. Die Mündung zeigte auf den Dachrand. An der linken Seite mußte der harte Schnee abgerutscht sein. Dort stäubte es auch noch.

Für Malone stand jetzt fest, daß Willy auf dem Dach hockte und lauerte. Leider wußte er nicht, welche Waffen der Killer bei sich trug. Ein Messer allemal, damit hatte er Senta getötet. Sicherlich verließ er sich noch auf andere Mittel.

Der beste Weg, um auf das Dach zu gelangen, war der über den Anbau. Malone bewegte sich fließend und hielt sich dabei stets sehr nah an der Hauswand. Auf diesem Weg konnte er praktisch nicht erwischt werden. Die Schuppentür war noch verschlossen. Auch an ihr huschte er vorbei und gelangte dorthin, wo die Seitenwand des Schuppens nicht mehr so hoch war und das Dach ziemlich schräg abfiel.

Er stand und rutschte auf die Knie. Die schwere Waffe hielt er jetzt mit beiden Händen fest. In seinem Blick stand eine grausame, finstere Versprechung.

Dann drückte er sich hoch, den schweren Revolver noch immer mit beiden Händen haltend. Seinen Lauf würde er als erstes über die Kante schieben, dann erst den Kopf.

Von der Dachrinne hingen die Eiszapfen wie lange, spitze Finger.

Einige waren abgebrochen. Für Malone ein Zeichen, daß auch der Killer den gleichen Weg genommen hatte.

Leider konnte Malone den Mörder nicht sehen. Möglicherweise hockte er auf dem First, denn von dort besaß er den besten Überblick in beide Richtungen.

Rick Malone gehörte zu den Typen, die auf ein Risiko pfiffen, wenn es darauf ankam, sich für eine Sache einzusetzen. Er war ein wandelbarer Mensch, wie auch hier. Aus dem Heger und Pfleger war wieder ein gefährlicher Jäger geworden.

Malone drückte sich höher. Die langen Eiszapfen berührten sein Gesicht. Er spürte es kaum, weil die Haut nicht viel wärmer war.

Das Dach besaß eine Kante und eine Rinne. Über beide mußte er hinwegpeilen. Ausgerechnet in diesem Augenblick fuhr der Wind über den Schnee und löste zahlreiche Kristalle von seiner Oberfläche, die gegen Malones Gesicht wirbelten. Sie irritierten ihn, blieben auf der Haut, den Brauen und den Lippen kleben. Er sah trotzdem den Killer.

Es gab kein Bild von Willy. Dieser Mörder hatte niemals Zeugen hinterlassen, und seine Opfer hatten ihn nicht mehr beschreiben können. Aber das mußte er einfach sein.

Es waren nur Sekundenbruchteile, die Malone zur Verfügung

standen. Innerhalb dieser Zeitspanne nahm er das Bild des Mörders voll und ganz in sich auf. Es brandmarkte sich in sein Hirn, er hätte ihn unter Tausenden sofort wieder erkannt.

Willy trug einen dunklen Mantel. Seinen Kopf schützte er mit einer schwarzen Strickmütze gegen die Kälte. Darunter zeichnete sich sein Gesicht blaß und hohlwangig ab. Vielleicht deshalb fielen die Augen mit den dunklen Pupillen und den Schatten als Ränder besonders auf.

Malone hatte schon in viele Augen gesehen. Kein Paar war so schlimm wie dieses hier.

Es gab in ihnen kein Gefühl. Nur diese kreaturverachtende Grausamkeit, die dem Charakter dieses Menschen entsprach. Eines Menschen, der seine verabscheuungswürdigen Taten mit unterschiedlichen Waffen beging. Nicht nur mit einem Messer, denn er hatte sich auch eine kurzläufige MPi besorgt.

Malone hätte ihn dennoch erwischen können. Der feine Schnee aber lenkte ihn ab, zudem brachte er seine eigene Waffe nicht rasch genug in die Höhe.

Willy drehte sich. Die Waffe schwang mit. Plötzlich sah Malone es vor der Mündung aufblitzen.

Das schaffst du nicht mehr, dachte er noch und ließ sich einfach fallen. Er wuchtete sich dabei zurück, hörte noch dieses verdammte Geräusch, ein trockenes Knattern, als die Kugeln den Lauf verließen und die Garbe Kurs auf ihn nahm.

Die Geschosse hackten in den Schnee, sie rasten auf Malone zu, der einfach nicht schnell genug gewesen war. Den harten Schlag an der linken Schulter spürte er bereits, als er nach unten kippte.

Getroffen!

Mit diesem Wissen prallte er auf. Zwar war der Schnee gefroren, aber nur an der Oberfläche. Darunter war er weich, und er federte den Fall des Mannes ab.

Malone keuchte. Er ruderte mit dem rechten Arm wie ein Schwimmer und ließ den Schnee hinter sich. Dabei wälzte er sich auf die Knie, seine verletzte Schulter brannte heiß und zuckend. Er sah das Blut, das rot in den Schnee tropfte, keuchte und stemmte sich auf die Füße. Er mußte schnell sein und durfte auch auf seine Verletzung keine Rücksicht nehmen, denn Willy besaß den Vorteil, daß er auf dem Dach hockte.

Malone lief der Eingangstür entgegen. Harter Schnee rutschte als Brocken vom Dach und begleitete einen Teil seines Wegs. Es zeigte ihm auch an, daß Willy ähnlich dachte.

Trotzdem erreichte Malone vor dem Killer die Tür. Er hatte sie nicht verschlossen gehabt, drückte sie auf und taumelte in seine Hütte, wo noch ein Restfeuer im Kamin brannte.

Die erste Angst war vorbei. Malone spürte auch nicht mehr das

trockene Gefühl in seiner Kehle. Er kam wieder zu sich, und seine Kämpferseele baute sich auf.

Leicht würde er es Willy nicht machen. Die Tür hämmerte er mit dem Fuß zu, bevor er sich in den Holzsessel warf, dort schaukelnd sitzenblieb und sich um die Wunde kümmerte.

Es hatte ihn verdammt hart erwischt. Den linken Arm konnte er kaum bewegen. Die Kugeln hatten das Fleisch aufgerissen, Blut war in das Fell seiner Jacke getropft.

Malone ließ die Jacke an. Es konnte durchaus sein, daß er noch einmal raus mußte, um Willy zu stellen, deshalb wollte er die entsprechende Kleidung tragen.

Aus einem Regal holte er den Kasten mit Verbandszeug. In ihm befand sich auch die Flasche mit der Desinfektionsflüssigkeit, die er auf die Schußwunde tropfen ließ.

Dann verarztete er sich selbst. Ein einfacher Verband mußte reichen. Die Kugel steckte noch in der Schulter. Er spürte den Druck und auch das Hämmern. Ein zweites Geschoß hatte ihn ebenfalls erwischt, glücklicherweise nur gestreift. Die linke Hand konnte er noch bewegen, sie aber nicht so gut einsetzen, wie es möglich gewesen wäre.

Malone blieb im Sessel hocken. Nicht aus Bequemlichkeit, von dieser Stelle aus besaß er den besten Überblick. Er konnte sowohl die Fenster als auch die Tür im Auge behalten.

Würde Willy kommen?

Noch ließ er sich nicht blicken. Er lauerte irgendwo draußen. Das konnte nahe der Hütte sein, aber auch weiter entfernt. Willy besaß die MPi, und die streute ihre Garben, so daß er sich nicht einmal nahe des Eingangs aufzuhalten brauchte.

Jetzt begann das Warten.

Willy hatte sich Zeit genommen, um Malone einen Besuch abzustatten. Er würde sich weiterhin Zeit nehmen, um Rick endgültig zu killen. Nur besaß der Killer einen Nachteil.

Er befand sich draußen in der Kälte. Willy aber im Innern der Hütte und damit im Warmen.

Er hatte noch einige Scheite Holz nachgelegt. Die Flammen im Kamin freuten sich über die Nahrung. Sie strichen wie mit rotgelben Geisterfingern über das Holz.

An das Knistern gewöhnte sich Malone. Er konnte es praktisch aus seinen Gedanken eliminieren und sich nur auf die Geräusche konzentrieren, die ihn sonst umgaben.

Eigentlich hörte er nichts. Vor der Hütte blieb es still. Keine Schritte, kein Knirschen auf dem hartgefrorenen Schnee oder irgendein Kratzen an der Außenwand.

Es blieb ruhig…

Malone rechnete sich aus, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis die Dämmerung eintrat und die weiße Winterwelt innerhalb eines grauen Zwielichts verschwand.

Das wäre für Willy eine Gelegenheit gewesen. Wenn er die Nacht über wartete, würde er noch irgendwo festfrieren. Er mußte also kommen, und Malone war auf ihn vorbereitet.

Er trug noch immer seine Waffen, außerdem einen Flammenwerfer. In der rechten Hand hielt er den schweren Magnum-Revolver. Waffe und Hand lagen auf seinem Oberschenkel. Er brauchte das Gelenk nur etwas zu drehen, um gegen die Tür zielen zu können.

Trotz seiner Härte war Malone auch ein romantischer Mensch. Er liebte die Stille, die Abgeschiedenheit der Hütte, aber er liebte gleichzeitig eine gewisse Unruhe, und die hatte Senta in das Haus gebracht. Sie war seine Gefährtin gewesen, er hatte sich mit der Hündin unterhalten wie mit einem Menschen, sie hatte ihn verstanden, und sie hatten sich aneinander gewöhnt.

Jetzt lebte sie nicht mehr.

Er spürte das Brennen in seinem Innern, als er daran dachte. Willy hatte das Tier auf brutale Art und Weise getötet. Daß er es überhaupt geschafft hatte, war ein Beweis für seine Gefährlichkeit. Hinzu mußte noch eine gehörige Portion Raffinesse kommen, denn Senta ließ sonst keinen Fremden in ihre Nähe.

Wieder verstrich Zeit.

Malone hatte nicht auf die Uhr geschaut, er wußte dennoch, wann ungefähr eine Stunde vergangen war.

Willy verhielt sich still. Er tauchte auch nicht am Fenster auf, um durch die Scheibe in die Hütte zu feuern, er war ein Killer mit verflucht starken Nerven, sonst hätte er es auch nicht geschafft, so viele Menschen umzubringen.

Malone warf wieder einen dicken Holzscheit nach. Er schaute in die Flammen, wo die Funken in die Höhe sprühten, bevor sie zusammenfielen. Für ihn war das Feuer ein Zeichen von Leben, von Wärme, der Beweis, daß es noch etwas anderes gab als Tod und Grauen.

Schwerfällig ließ er sich nieder. Die Schmerzen in seinem linken Arm waren etwas abgeklungen. Nur wenn er den Arm bewegte, tosten sie noch einmal auf und liefen durch bis zum Handgelenk.

Rick hatte sich kaum wieder gesetzt, da meldete sich Willy. Der ehemalige Polizist hörte zum erstenmal die Stimme des Mörders. Er fand sie unsympathisch. Sie besaß einen schrillen, hohen Ton und ging unter die Haut, wenn man sie zum erstenmal vernahm.

»Wartest du?«

Malone lauschte. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußte sich Willy vor dem Haus aufhalten.

»He, gib Antwort!«

»Ja, ich warte.«

Willy lachte. Es hörte sich an wie das Kichern eines Irren. »Einen von uns wird es erwischen. Einer wird die Sonne nicht mehr aufgehen sehen, das verspreche ich. Und das wirst du sein.«

»Glaubst du?«

»Sicher.«

»Dann komm her!«

Willy amüsierte sich wieder. »Klar, ich werde kommen. Nur bestimme ich den Zeitpunkt, nicht du. Dein Hund wollte mich nicht hineinlassen. Ich habe es ihm gegeben…«

»Halt dein Maul, Killer.«

»Sensibel?«

»Auch. Im Gegensatz zu dir bin ich nämlich ein Mensch und keine mordende Bestie, das solltest du nicht vergessen, Killer.«

»Keine Sorge, du wirst dein Fett noch bekommen, das verspreche ich dir. Bis gleich.«

Malone hörte die Schritte des Killers. Sie entfernten sich von der Hütte. Für einen Moment spielte Rick mit dem Gedanken, zum Fenster zu laufen und hinter dem Killer herzufeuern. So schlau war der sicherlich auch, daß er mit dieser Möglichkeit rechnete und sich eine Deckung gesucht hatte.

Malone ging kein Risiko ein.

So wartete er weiter und lauschte dem Knistern des Kaminfeuers.

Zeit kann zu einer Folter werden. Auch Rick spürte dies. Er merkte, daß er allmählich nervös wurde. In der Hütte hatte sich die Wärme ausgebreitet. Malone stellte fest, daß er einfach zu dick angezogen war. Dennoch wollte er sich seiner Kleidung nicht entledigen.

Vielleicht mußte er noch raus.

Willy kam noch immer nicht. Die Dämmerung bedeckte mit ihren langen Schatten das winterliche Land. Die Temperatur sank noch tiefer. Unter minus zehn Grad. Da fror alles ein. Es gab einfach nichts, was jetzt noch Leben in sich geborgen hätte.

Möglicherweise fror auch Willy irgendwo fest.

Malone gab ihm noch eine Chance von einer halben Stunde. Sollte Willy nach Ablauf dieser Zeitspanne nicht die Initiative ergriffen haben, würde es Malone tun.

Dreißig Minuten können verdammt lang werden, auch für einen nervenstarken Mann wie Rick Malone. Aber er brauchte nicht bis zum Ende zu warten – Willy kam.

Er öffnete noch nicht die Tür, nur vernahm Malone davor einige Geräusche, die er nicht deuten konnte.

Jemand schritt dort auf und ab, und Willy gab sogar bekannt, daß er da war. »Ich komme jetzt, Malone!«

»Ja, ich warte.« Rick hob die rechte Hand etwas an und richtete die Revolvermündung auf die Tür.

Willy würde nicht so dumm sein und sie einfach auframmen. Sicherlich hatte er einen Trick in der Hinterhand.

Noch blieb er draußen, aber er stand sehr nahe an der Tür, berührte sie sogar. Die schwere Klinke fand ihren Weg nach unten.

Um Malones Lippen lag ein eisiges Lächeln. Würde Willy es ihm so leicht machen?

Noch zeigte er sich nicht. Auch die Tür blieb geschlossen. Die Bohlen waren sehr dick, auch Magnum-Kugeln boten sie einen genügenden Widerstand. Malone wollte erst schießen, wenn sich sein spezieller Freund ihm gezeigt hatte.

Er hörte ihn lachen. Was diesen Killer so amüsierte, war Rick unbekannt. Jedenfalls hatte Willy seinen Spaß. Er mußte sich seiner Sache verdammt sicher sein.

Malone war eiskalt geworden. Er wartete auf den Killer, und er hatte auch für alle Fälle den Flammenwerfer von seiner Hüfte gelöst.

Manchmal reinigte Feuer alles…

Dann flog die Tür auf.

Rick wollte schießen, als sich sein rechter Zeigefinger verkrampfte.

Nicht Willy kam, dafür ein Monster.

Ricks tote Hündin!

***

Willy hatte sie hochgestemmt. Er hielt den Kadaver so vor sich, daß sein Körper geschützt wurde. Von ihm war kaum etwas zu sehen, bis auf eine kleine runde Öffnung an der Seite. Sie stieß durch das dichte Fell des Bernhardiners und wies in die Hütte.

Rick Malone wußte, daß ihm so gut wie keine Zeit mehr blieb, wenn er sein Leben retten wollte. Willy hatte ihn tatsächlich reingelegt, er schoß auch.

Ungezielt, die Sicht war ihm etwas genommen worden. Trotz seiner Verletzung warf sich Malone nach rechts über die Sessellehne hinweg, prallte zu Boden und spürte die wahnsinnigen Schmerzen in seiner Schulter, während nicht allzuweit von ihm entfernt die Kugeln in die Holzdiele des Fußbodens fetzten.

Es war die Hölle.

Willy schoß und kicherte, versteckte sich hinter dem toten Hundekörper, der ihm aber zu schwer wurde, so daß er ihn mit einer Hand nicht mehr halten konnte.

Die Deckung rutschte weg.

Malone lag am Boden. Auf dem Rücken und gleichzeitig etwas aufgerichtet.

Sein Magnum-Revolver war ihm aus den Fingern gerutscht. Dafür

hatte er die Waffe gewechselt und den Flammenwerfer genommen.

Er mußte es tun!

Die Gestalt des Killers hob sich auf der Schwelle ab wie ein gemaltes Bild. Vor seinen Füßen lag der erschlaffte Hundekörper. Willy selbst stand da und schwenkte die Waffe, er suchte die freie Schußbahn – und kam nicht mehr dazu, abzudrücken.

Malone war schneller.

Und mit ihm das Feuer!

Der Flammenwerfer fauchte auf wie ein urweltliches Ungeheuer, als er seine mörderische Ladung ausspuckte. Er war von Malone etwas bewegt worden, so daß er die Gestalt auch erwischen mußte.

Der gellende Schrei und das Fauchen der Flamme bildeten eine makabre Akustik. Willy stand nicht mehr still. Er riß beide Arme hoch, schleuderte die MPi fort und wankte hinaus in die eisige Winterwelt.

Als brennende Gestalt hob er sich vor dem Schnee ab, der durch die Hitze unter seinen Füßen wegtaute.

Malone hatte sich aufgerichtet. Er wußte, daß keiner diesem Menschen noch helfen konnte, das Feuer würde ihn zerstören. Willy trug daran die Schuld, aber es ging nicht so glatt, wie Rick es sich vorgestellt hatte. Plötzlich war da etwas, das er in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte.

Hinter Willy entstand ein gewaltiges Gebilde. Es wuchs aus dem Boden und nahm allmählich Konturen an.

Ein hellblaues, gewaltiges Auge, groß wie ein Haus, mit einer dunkelblauen Pupille. Die Pupille sog die brennende Gestalt förmlich auf.

Die Füße hoben vom Untergrund ab. Willy fand keinen Halt mehr.

Er fand seinen Weg in das unheimliche Auge, in der Mitte der Pupille, und seine Gestalt wurde klein wie ein Finger.

Dann war sie verschwunden.

Aus – vorbei!

Das Auge verschwand. Es löste sich einfach auf.

Nichts blieb zurück.

Nur ein Mann, der auf dem Rücken lag, keuchend atmete und die Welt nicht mehr verstand. Seine Schmerzen waren vergessen, er spürte einen inneren Druck, das überhöhte Schlagen seines Herzens, das Brennen in den Augen, das Zucken der Mundwinkel und den harten Druck im Magen.

Willy war erledigt und gleichzeitig verschwunden. Wer würde ihm das glauben?

Wie lange Rick auf den harten Bohlen gelegen und in die Kälte gestarrt hatte, wußte er selbst nicht zu sagen. Irgendwann richtete er sich auf, schloß die Tür und warf sich in seinen Sessel. Dort blieb er zunächst hocken.

Erst in den frühen Morgenstunden und nach einem kurzen Schlaf rappelte er sich wieder hoch. Malone hatte sich entschlossen, die Hütte zu verlassen und nach London zu fahren. Er mußte James Powell von seinen Erlebnissen berichten, und es war fraglich, ob ihm sein ehemaliger Kollege auch glaubte.

Der Wagen sprang an. Es war nicht einfach, ihn nur mit einer Hand zu lenken. Später, als er eine Straße erreichte, klappte es besser. Trotzdem bekam er seine Schwierigkeiten, weil der Asphalt von einer dünnen Eisschicht überzogen war.

Malone schaffte es.

In London fuhr er zu einem Krankenhaus, wo man seine Wunde behandelte und ihm der Arzt erklärte, daß er auch nicht länger hätte warten dürfen.

»Das weiß ich. Und jetzt, Doc, rufen Sie einen gewissen James Powell an! Er ist beim Yard und…«

Mehr sagte Rick Malone nicht. Die Erschöpfung hatte ihn einschlafen lassen…

***

Es kam nicht oft vor, daß ich mich mit meinem Chef, Sir James Powell, außerhalb der normalen Dienstzeit traf. Wenn es einmal passierte, dann zumeist in seinem Club, aber in einem Restaurant, wie es an diesem späten Nachmittag der Fall war, das konnte man schon als sehr ungewöhnlich bezeichnen.

Es war die Zeit zwischen den Jahren in einem Winter, der diesen Namen überhaupt nicht verdient hatte. Die Temperaturen konnte man als frühlingshaft bezeichnen, und ich beneidete meine Freunde, die Conollys, die über den Jahreswechsel in den Winterurlaub gefahren waren. Sie mußten den Schnee in den Alpen suchen.

Bei diesem Wetter benötigte man nicht einmal einen Wintermantel. Ich hatte die Jacke nur übergestreift und betrat den Pub unweit des Piccadilly. Das Lokal lag in der ersten Etage, es war eigentlich nur Eingeweihten und Stammgästen bekannt und dennoch sehr gut besucht. An der Theke standen zahlreiche Geschäftsleute aus der näheren Umgebung und unterhielten sich über Gott und die Welt.

Einen freien Tisch fand ich ebenfalls und wollte mich setzen, als ein Kellner mit langer, bis fast zum Boden reichender Schürze erschien und mich bat, zur Theke zu gehen.

»Weshalb?«

»Dieser Tisch ist für Sir James reserviert.«

»Da bin ich ja richtig.«

»Sie sind nicht…?«

»Nein, Meister, bin ich nicht.« Ich setzte mich bereits. »Aber ich bin mit Sir James Powell hier verabredet. Und jetzt seien Sie so gut und

bringen Sie mir einen Whisky.«

»Sofort, Sir – und entschuldigen Sie!«

»Alles klar.«

Ich bekam mein Getränk und nippte daran. Der Schluck nach Feierabend war eben immer etwas Besonderes. Er diente der Entspannung.

Dabei lagen eigentlich ruhige Tage hinter mir. Das Weihnachtsfest war ohne Trouble verlaufen, jetzt, zwischen den Jahren, tat sich wohl auch nicht viel, und ich war für den Abend mit Lady Sarah verabredet, die mir unbedingt etwas sagen wollte, was ihr aufgefallen war. Sie hatte nicht einmal eine Andeutung gemacht, aber es hatte sich irgendwie spannend angehört, so war ich entsprechend gespannt.

Wie ich Sir James kannte, würde er pünktlich auf die Minute sein.

Ich war etwas zu früh, sah, daß auch kleine Happen serviert wurden und bestellte mir einen scharf gewürzten Rindfleischsalat. Als ich den Teller zur Seite schob, erschien Sir James.

Er war hier bekannt. Man behandelte ihn sehr höflich und begleitete ihn zu meinem Tisch. Der Kellner nahm ihm den Mantel ab und rückte den Stuhl zurecht.

Auch ich hatte mich erhoben und sah das Lächeln auf den Lippen meines Chefs. »Den Salat hätten Sie sich nicht zu bestellen brauchen, John, er schmeckt hier nicht.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Sir, was darf ich bringen? Wie immer?«

»Ja.«

Sir James bekam sein Mineralwasser, das ich mir gleich mitbestellte. Im Glas schwamm eine halbe Zitronenscheibe. Ich tunkte sie mit dem Finger leicht unter und schaute meinen Chef an. »Ziemlich ungewöhnlich, Sir, daß Sie mich herbestellt haben.«

»Ja, das stimmt. Und es wird noch eine dritte Person hier erscheinen.«

Das überraschte mich. »Wer, wenn ich fragen darf?«

»Ein gewisser Rick Malone.«

Ich runzelte die Stirn. »Den Namen habe ich schon mal gehört. Ich kannte mal einen Piloten oder Geheimdienstmann, der…«

»Nein, nein. Der Malone, den ich meine, ist ein anderer.«

»Und wer, bitte?«

»Ein ehemaliger Kollege. Er ist einige Jahre jünger als ich. Wir haben praktisch gleichzeitig beim Yard angefangen. Ihm gefiel es dann nicht, er machte sich gewissermaßen selbständig.«

»Als was?«

»Als eine Art Kopfgeldjäger. Er holte Leute zurück, die auf Kaution freigelassen und entwischt waren. Das war sein Job, den er heute nicht mehr ausübt. Er hat sich zur Ruhe gesetzt.«

»Kann ich verstehen.« Ich zündete mir eine Zigarette an und wartete darauf, daß mir Sir James mehr über seinen alten Kollegen erzählen würde, was er aber nicht tat, denn er kam auf ein anderes Thema zu sprechen. »Der Grund, weshalb ich Sie hergebeten habe, John, ist folgender. Er hängt mit mir und Malone zusammen und liegt, wie gesagt, ziemlich lange zurück. Damals arbeitete Malone nicht mehr für uns, aber wir standen noch in Kontakt. Er hatte mir einen großen Gefallen getan. Eigentlich uns allen, denn er fing Willy, den Killer.«

Ich schnickte mit den Fingern. »Den kenne ich, Sir. Zumindest habe ich von ihm gehört.«

»Welcher Polizist hat das nicht?«

»Wie viele Menschenleben gingen auf sein Konto?«

»Zehn.«

»Ja, ein zehnfacher Mörder, der keine Rücksicht nahm. Ein Psychopath, wie man hörte.«

»So ist es, John.«

Ich trank einen Schluck. »Und wo steckt er jetzt? Noch immer in einer Anstalt?«

»Er ist nie in einer Anstalt gewesen.«

»Tatsächlich?«

Sir James schob seine Brille etwas zurück und nickte. »Man konnte ihn nicht einsperren. Rick Malone hat ihn in meinem Auftrag erledigt. Er tötete ihn.«

»Dann dürfte es eigentlich keine Probleme geben.«

»Das dürfte es nicht.«

Sir James hatte mir mit einem ungewöhnlichen Unterton in der Stimme geantwortet. »Aber es gibt welche?«

»Ja.«

»Mit einem Toten, Sir?«

»So ist es.« Der Superintendent schaute mich an, griff in seine innere Jackentasche und holte einen Briefbogen hervor, den er auseinanderfaltete. Er reichte ihn mir über den Tisch. »Diese Nachricht bekam ich heute morgen.«

»Darf ich sie lesen?«

»Natürlich.«

Der Brief war mit der Hand geschrieben. Der Schreiber hatte dafür einen dicken Filzstift benutzt und nur einen Satz auf das helle Papier gekritzelt.

ICH BIN WIEDER DA!

»Unterschrift: Willy«, murmelte ich. »Das ist ein Hammer oder ein schlechter Scherz zum Jahreswechsel.«

»Rache eines Toten, John.«

»Wir wissen, daß es Zombies gibt. Meinen Sie, daß Willy als Zombie zurückgekehrt ist?«

»So ähnlich.«
»Dann müßte man sein Grab öffnen…«
»Es gibt kein Grab, John!«
Ich stäubte Asche ab und schluckte. Plötzlich wußte ich, daß der Fall nicht so einfach lag, wie ich angenommen hatte. Ich schaute meinen Chef an und kam mir vor, als säßen wir beide allein in diesem Pub. Alles andere war zweitrangig geworden. »Ich habe Sie richtig verstanden?«
»Ja, es gibt kein Grab.«
»Und Willy?«
»Ist verbrannt.«
Ich lehnte mich zurück. »Trotzdem kam er zurück und hat Ihnen die Nachricht geschickt? Da kann doch irgend etwas nicht stimmen, Sir.«
»Im Normalfall nicht, da haben Sie recht. Doch was war an diesem Fall schon normal? So gut wie überhaupt nichts, John. Ich habe Ihnen gesagt, daß ein Mann namens Rick Malone eine gewisse Rolle spielt. Er ist der Mann gewesen, der Willy zur Hölle geschickt hat. Man kann sagen, er hat ihn verbrannt.«
»Wie tat er das?«
»Durch einen Flammenwerfer.«
»Und er sah, daß Willy verbrannte?«
Sir James nickte. »Willy verbrannte und verschwand gleichzeitig als lodernde Fackel.«
Ich mußte einfach lachen. »Tut mir leid, Sir, aber das verstehe ich wirklich nicht.«
»Es ist auch schwer, John, das gebe ich zu. Ich kenne jemand, der Ihnen das genauer erzählen kann.« Sir James drehte sich auf dem Stuhl. »Hallo Rick.«
Ich hatte den Mann nicht gesehen, der an unseren Tisch getreten war. Erst jetzt fiel er mir auf.
Er war fast so groß wie ich, wenn auch um einige Jahre älter. Sein Haar glich einer grauen Löwenmähne. Das Gesicht zeigte zahlreiche Furchen, aber die Augen blickten noch immer jugendlich und klar.
Rick trug eine Lederjacke, die er auszog und über die Lehne eines Stuhls hing.
Die beiden Männer umarmten sich bei der Begrüßung. So hatte ich Sir James auch noch nicht erlebt. »Ist das der Geisterjäger, von dem du mir berichtet hast?« fragte er und legte seine kräftigen Hände aufeinander.
»Ja, Rick, das ist er!«
Malone und ich reichten uns über den Tisch hinweg die Hand. »Es freut mich, Sie kennenzulernen, John. Ich habe einiges über Sie gehört. Hin und wieder schreibt mir mein alter Freund James einen Brief in meine Hütte, in die ich mich zurückgezogen habe.« Er nickte

mir zu. »Alle Achtung, Sie haben viel geleistet.«

»Noch immer zu wenig«, erwiderte ich.

»Typisch Polizist.« Malone lachte und bestellte beim Kellner einen doppelten Whisky. Dann nahm er den Brief an sich und las ihn.

Dabei nickte er. »Ja, das ist er. Das ist Willy. Für solche verdammten Scherze ist der Hundesohn immer gut.«

»Scherz?« fragte ich.

»So ähnlich, John.«

»Glauben Sie denn, daß er tatsächlich noch lebt?«

Malone antwortete nicht sofort. Er bekam seinen Whisky und leerte das Glas bis zur Hälfte. »Wenn ihn das verdammte Auge wieder ausgespuckt hat, glaube ich es sicher.«

»Welches Auge?«

»In das er verschwunden ist.«

Ich schaute Sir James an, der nur nickte, denn Malone war hier der Mann, der die Erklärungen geben mußte.

»Es liegt zwar schon lange zurück«, sagte er leise, »aber mir kommt es so vor, als wäre es gestern gewesen. Das heißt, ich habe nichts von dem vergessen. Willy war ein Killer, den wir nicht fassen konnten. Bis Ihr Chef auf einen Trick kam…«

In den folgenden Minuten erfuhr ich die Geschichte dieser drei Personen, von denen einer ein brutaler Mörder gewesen war. Als Malone auf die Sache mit dem Auge zu sprechen kam, horchte ich besonders auf und hörte auch genau hin.

»Können Sie es noch einmal beschreiben?«

»Gern.«

Er tat es, aber ich konnte damit nichts anfangen. Gesehen hatte ich es bisher nicht. »Sie gehen also davon aus, daß dieses Auge Willy wieder ausgespien hat.«

»Das sagt Ihr Chef, John.«

»Es könnte sein«, schwächte Sir James ab. »Als mir Rick Malone damals von Willys Ende berichtete, wollte ich es zunächst kaum glauben, dann aber nahm ich es hin. Sie müssen bedenken, John, daß ich erst später unsere Abteilung gründete. Nicht zuletzt trug auch ein Killer wie Willy daran die Schuld, daß ich an Dinge glaubte, die für andere Menschen nicht vorstellbar sind.«

»Da gebe ich Ihnen recht, Sir, das hat Sie geprägt.«

Sir James trank etwas von seinem Wasser. »Ich hatte den Fall als erledigt betrachtet. Daß er es nicht war, zeigt mir die Nachricht des zehnfachen Mörders.«

Ich sah meinen Chef sehr nachdenklich an. »Sie glauben also daran, daß Willy zurückgekehrt ist.«

»Ja, John!«

»Und Sie, Rick?«

Malone grinste und knetete sein Kinn. »Es ist natürlich schwer, darauf eine Antwort zu geben. Ich habe ihm einen feurigen Gruß geschickt und ihn verbrennen sehen. Dann erschien dieses Auge, in dem er verschwand, einfach so.« Malone hob die Schultern. »Er kann tot sein, braucht es aber nicht.«

»Einen Helfer hatte er damals nicht?« fragte ich.

»Sie meinen, daß dieser Unbekannte die Nachricht geschrieben haben könnte?«

»So ist es, Sir.«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Nein, Willy war, soweit ich mich erinnere, stets ein Einzelgänger. Der hat keine Hilfe gebraucht. Die Untaten gehen allein auf seine Kappe. Niemand hat ihm geholfen. Willy war ein Einzelgänger.«

Ich nickte und schaute während der folgenden Worte in mein Glas. »Gehen wir einmal davon aus, daß er tatsächlich zurückgekehrt ist. Wo kann er dann all die Jahre über gesteckt haben. Gibt es dafür eine Erklärung?«

»Ich habe keine«, sagte Malone sofort.

Sir James dachte noch nach. »Das Erscheinen dieses Auges kann ein Gegenstand aus einer anderen Welt gewesen sein, der ihn geholt hat. Möglicherweise hat er die ganze Zeit über in einer anderen Dimension verbracht. Das ist meine Ansicht, wenn überhaupt.«

Rick Malone mußte lachen. »Also, ich sage ja nichts so leicht. Aber daran kann ich nicht glauben.«

»Was denken Sie?«

Malone lachte freudlos auf. »Überhaupt nichts, John. Ich habe es mir soeben abgewöhnt.« Er leerte sein Glas. »Nie hätte ich gedacht, etwas von Willy zu hören.«

Ich faßte zusammen. »Wenn er zurückgekehrt ist, steht fest, daß Sie beide in Gefahr schweben.«

»So sehe ich das auch«, sagte Sir James.

Malone hob nur die Schultern. »Wissen Sie, John, ich habe ihn mir einmal vor die Mündung geholt, und das wird mir auch ein zweites Mal gelingen, kann ich mir vorstellen.«

Ich wiegte den Kopf. »Stellen Sie sich das nur nicht zu leicht vor, Rick. Willy wird aus seinen Fehlern gelernt haben, falls es ihn noch gibt. Er wird diesmal anders vorgehen, und ich glaube auch fest daran, daß er Hilfe bekommen hat.«

»Von wem?«

»Eben von fremden Kräften. Da müssen welche sein, die ihn unterstützen.«

»Das ist mir alles zu hoch.« Malone bestellte sich noch einen Doppelten.

Ich wandte mich an meinen Chef. »Was haben Sie nun vor, Sir?«

»Nichts, John. Ich werde zunächst abwarten, das ist alles. Bisher habe ich nur die Nachricht bekommen.«

»Wenn Willy selbst erscheint, kann es zu spät sein.«

Malone drehte das frische Glas zwischen seinen Fingern. »Ich werde auf ihn trinken«, sagte er. »Auf daß Willy endgültig zur Hölle fährt. Wer mit dem Teufel ißt, muß einen verdammt langen Löffel haben. Und den hat Willy bestimmt nicht.«

Ich wollte nicht weiter an Sprichwörter denken, sondern erkundigte mich bei Malone, wie Willy aussah.

Rick überlegte. »Wenn ich mich recht erinnere, ist da eigentlich nicht viel zu beschreiben. Für mich war er ein schmalhüftiger, hohlwangiger Typ. Einer, der sich immer duckt, wenn andere dabei sind. Nur wenn er allein ist, kommt er aus seiner Höhle. Damals trug er einen dunklen Mantel und eine ebenfalls dunkle Strickmütze auf dem Kopf. Darunter zeichnete sich ein Gesicht ab, wie ich es eben beschrieben habe. Er hatte sich auch nicht verändert, als ihn das Auge aufsaugte. Wenn er zurückkehrt, müßte er wieder so aussehen.«

»Nicht verbrannt?«

»Kann auch sein. Er bekam den Feuerstrahl mit, drehte sich auf der Stelle und taumelte aus dem Haus. Er brannte, John, als er dem Auge entgegenflog. Vielleicht ist er auch längst Asche.« Malone nickte. »Ja, das wird es sein. Asche.«

Nach seinen Worten wußte niemand so recht, was er sagen wollte.

Wir schauten aus dem Fenster in den Gang. Der Pub lag in der ersten Etage, zusammen mit einigen anderen Lokalen, wie einer Milchbar und zwei Teestuben.

Um diese Zeit herrschte noch Hochbetrieb. Zahlreiche Gäste, zumeist jüngere, schoben sich am Fenster vorbei.

Plötzlich stand Rick auf.

»Ist was?« fragte ich.

Malone starrte auf die Scheibe, dabei wischte er auch über seine Augen. »Verdammt noch mal«, keuchte er. »Spinne ich oder spinne ich nicht?« Er blickte auf uns nieder. »Ich habe ihn gesehen. Verdammt, ich habe Willy gesehen…«

***

Ich fragte erst gar nicht, wo das gewesen war. Es konnte sich nur um den Gang gehandelt haben. Mit einem heftigen Ruck schnellte ich vom Stuhl hoch und lief auf die Tür zu.

Malone folgte mir, auch Sir James hatte nichts auf seinem Platz halten können.

An der Tür wurden wir von hereinkommenden Gästen gestört.

Wir wühlten uns durch, erreichten den Gang und blieben stehen.

»Wo ist er denn?« fragte ich Malone.

Der hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte.«
»Und du hast dich nicht geirrt?«
»Nein, James, ich habe ihn gesehen. Ich bin zwar älter geworden, auf meine Augen kann ich mich verlassen.«
»In welche Richtung ist er denn gegangen? Weiter den Gang entlang oder zur Treppe?«
Malone überlegte einen Moment. »Zur Treppe, glaube ich.«
»Gut, sehen wir uns mal dort um.« Sir James wollte mitgehen, ich bat ihn jedoch, im Lokal auf uns zu warten.
»Wie Sie wünschen, John.«
Die Treppe konnte als Rolltreppe genommen oder auf normalem Wege nebenan gegangen werden.
Ich entschied mich für die Stufen, kam vor Malone unten an und zeigte ein ebenso enttäuschtes Gesicht wie er. »Nichts«, sagte ich.
»Er hat sich aufgelöst.«
»Und das alles ohne Auge.«
Wir traten zur Seite, um einigen bunt gekleideten Jugendlichen Platz zu schaffen. »Sie glauben dem alten Sir James nicht so recht, stimmt's?«
»Sie haben es erfaßt.«
»Es muß ihm einen Schock versetzt haben, daß er so reagierte.« Ich schüttelte den Kopf. »Sonst reagiert er kühler und gelassener.«
»Vergessen Sie nicht, John, daß der Fall Willy einer seiner ersten gewesen ist. Der hat ihn auf der großen Karriereleiter in die Höhe befördert. Meine Rolle ist da nicht zum Ausdruck gekommen. Das wollte ich auch nicht. Ich habe die Belohnung kassiert, damit war für mich der Fall erledigt.«
»Wie hat die Öffentlichkeit reagiert?« fragte ich.
»Sie nahm es hin.«
»Einfach so? Das ist kaum zu glauben, nach allem, was dieser verfluchte Willy den Menschen angetan hat.«
»Blieb der Öffentlichkeit etwas anderes übrig? Man sah zwar keine Leiche, aber die Presse nahm es uns ab, daß Willy verbrannte. Außerdem hörte das Morden ja auf.«
»Sicher. So gesehen, haben Sie recht, Rick.«
Er winkte ab. »Vielleicht haben mir meine Nerven auch einen Streich gespielt. Gehen wir einfach davon aus, daß ich mich getäuscht habe.« Er schlug mir auf die Schulter. »Willy ist verbrannt, verkohlt, zu Asche geworden. Vielleicht habe ich das verfluchte Auge auch nur geträumt. Kann ja alles sein.«
Ich hatte bei seinen Worten die Blickrichtung gewechselt und die Rolltreppe hochgeschaut. »Und wer steht dort?« fragte ich.
»Wo?«
»Am Ende der Treppe, neben dem Geländer.«

Malone bekam einen starren Blick und keuchte: »O Scheiße, das ist er…«

***

Diesmal war ich es leid. Ich wollte mich nicht mehr länger von dieser Gestalt zum Narren halten lassen und ihn schnappen. Bevor Rick noch etwas unternehmen konnte, war ich schon gestartet und jagte die neben der Rolltreppe herlaufenden Stufen mit gewaltigen Sätzen hoch. In dem Gedränge verlor ich Willy aus den Augen.

Ich blieb stehen, schaute mich um und sah ihn in den Gang hineinlaufen. Dabei geriet er auch in das Licht der Lampen, so daß er deutlicher zu erkennen war.

Malone hatte sich bei seiner Beschreibung nicht geirrt. Er trug auch jetzt noch den dunklen Mantel und auf dem Kopf seine komische Strickmütze. Willy bewegte sich nicht einmal schnell, so daß ich bequem aufholen konnte.

Wenn er irgendwo verschwinden wollte, dann nur in eines der rechts und links liegenden Lokale.

Daran dachte er nicht. Er lief den Gang bis zum Ende durch, wo dieser mit einem Schaufenster abschloß, in dem ein Geschäftsmann seine Lederwaren ausgestellt hatte.

Dort blieb er stehen – und drehte sich um.

Auch ich stoppte meinen schnellen Lauf. Langsam ging ich auf ihn zu und starrte ihn an.

Zum erstenmal sah ich sein Gesicht. Es war schmal und irgendwie leichenfarbig. So bleich, ohne Blut, das durch Adern rann. Der Mund fiel kaum auf, dafür die Augen, die mir wie dunkle Kugeln vorkamen, die jemand in die Höhlen gepreßt hatte. Seinen Blick empfand ich als flackernd und unstet. Sah so ein Killer aus, der selbst noch nicht erwachsene Menschen getötet hatte?

Eine Waffe entdeckte ich nicht bei ihm. Jedenfalls schien er die MPi verloren zu haben.

Rick Malone hatte mich eingeholt und blieb an meiner Seite. Er atmete heftig, die Erinnerung hatte ihn übermannt. »Verflucht, er ist zurückgekommen. Ich… ich hätte es nicht für möglich gehalten.«

»Keine Täuschung?«

»Nein, John.«

Willy tat nichts. Er stand einfach nur da. Seine Hände hatte er in den seitlichen Manteltaschen vergraben. Daß er dabei die Finger nicht ruhig hielt, erkannte ich an den schlängelnden Bewegungen des Mantelstoffs. Willy schien nervös zu sein.

Auch Sir James kam jetzt und stand ebenso überrascht da wie Malone und ich.

»Lassen Sie mich mit ihm reden!« flüsterte Rick.

»Okay.«
Sir James sagte nichts. Er behielt die Kontrolle, allerdings hörte ich ihn scharf atmen.
Rick gab sich gelassen. Er hob beinahe lässig die rechte Hand.
»Hey, Willy, kennst du mich noch?«
Der Killer gab keine Antwort. Nur in seinen Augen veränderte sich etwas. Sie schauten nicht mehr so starr. Irgendwie war Leben in sie getreten. Allerdings ein gefährliches Leben.
»Du erinnerst dich also nicht oder willst dich nicht erinnern. Das ist schade. Ich erinnere mich noch besonders gut daran, daß ich einmal eine treue Hündin gehabt habe. Senta hieß sie. Du hast ihr die Kehle durchgeschnitten. Danach wolltest du mich töten, aber ich war schneller. Wieso stehst du hier?«
Willy schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen.
Dann zog er die Hände aus den Taschen. Er hatte dünne, lange Finger, so dachte ich jedenfalls. Bis ich die schwarzen Nägel sah, die wie Dolche von seinen Kuppen wuchsen. Sie waren so lang, daß sie schon nach vorn hin eine gewisse Krümmung zeigten. Vor ihnen konnte man Angst bekommen. Auch Malone sah sie. »Willst du uns damit erstechen, Willy?«
Der Killer schüttelte den Kopf.
»Wo kommst du her, Willy?« fragte Malone weiter. »Wo hast du dich herumgetrieben?«
Willy lächelte. Es war ein seltsames Lächeln. Er bewegte dabei nur die Mundwinkel, ansonsten hielt er sich geschlossen.
»Du willst es uns nicht sagen?«
»Doch…«
Die Antwort überraschte uns drei. Rick Malone konnte es kaum fassen. »Du willst reden?«
»Ich war in Atlantis. Das Auge von Atlantis, das Auge hat mich geholt. Das Auge ist gekommen, es ist…«
Dann sagte er nichts mehr, weil er nichts mehr sagen konnte, denn er war verschwunden.
Vor unseren Augen löste er sich auf, gleichzeitig aber entstand hinter ihm ein Auge mit dunkelblauer Pupille, in die er hineingezogen wurde. Darin löste er sich auf.
Ich sprang noch vor, faßte dorthin, wo sich das Auge befunden hatte, doch ich griff ins Leere. Nur auf meiner Handfläche spürte ich ein leichtes Kribbeln, und die winzigen Härchen stellten sich aufrecht.
Sehr langsam drehte ich mich um. Mein Gesicht war starr geworden. Anders sahen Sir James und Rick Malone auch nicht aus.
»Soll ich jetzt etwas sagen?« fragte Malone.
»Das brauchen Sie nicht.«
»Ich begreife es auch nicht. Als wäre nichts gewesen. Wie damals.

Oh, verflucht.«

Auch Sir James gab seinen Kommentar. Er traf damit den Nagel auf den Kopf. »Magie«, sagte er leise. »Schwarze und finsterste Magie aus dem frühgeschichtlichen Zeitalter.«

»Da möchte ich Ihnen nicht widersprechen, Sir.«

»Wieso?«

Die Erklärung bekam Rick von mir. »Haben Sie vorhin nicht das eine Wort gehört?«

»Ja.« Er nickte heftig. »Atlantis wurde gesagt.«

»Genau.«

»Aber was bedeutet das?«

»Das kann ich Ihnen nur allgemein sagen. Atlantis ist ein Kontinent, der vor mehr als zehntausend Jahren im Meer versank.«

»Soviel weiß ich auch.«

»Es ist aber nicht alles versunken. Es gibt Menschen, die sich aus Atlantis in unsere Zeit gerettet haben. Verstehen Sie das?«

»Nicht direkt.«

»Dann nehmen Sie es einfach hin, Rick. Jedenfalls weiß ich jetzt, in welche Richtung der Hase läuft.« Ich schaute meinen Chef an.

»Dieser Willy muß schon vor zwanzig Jahren in Kontakt mit dem alten Kontinent gestanden haben.«

»Und er hat ihm geholfen, John.«

»Ja, durch das Auge.«

»Ich verstehe nur Bahnhof«, erklärte Rick. »Das ist mir einfach zu hoch. Jedenfalls werde ich mir jetzt einen weiteren Schluck genehmigen. Ihr könnt meinetwegen machen, was ihr wollt.«

Wir blieben auch noch zurück, weil ich mit Sir James etwas besprechen wollte. »Sie sehen keine Möglichkeit, um einzuhaken, Sir?«

»Nein, das habe ich nicht gewußt. Ich war mir auch nicht hundertprozentig sicher, ob Willy tatsächlich zurückgekehrt ist. Eine Botschaft kann jeder schreiben.«

»Sicher. Nur ist er jetzt hier, und wir werden uns mit ihm herumschlagen müssen.«

Sir James nickte. »Jemand verbrennt, gerät in ein Auge und erscheint nach mehr als zwanzig Jahren so, als ob nichts geschehen wäre. Als hätte es keine Flammen gegeben, einfach gar nichts. Das ist selbst für mich eine Stufe zu hoch.«

»Für mich auch noch, Sir. Aber ich werde mich darum kümmern. Dabei hatte ich gedacht, zwischen den Jahren auf der faulen Haut liegen zu können. Damit habe ich wohl Pech gehabt.«

»Das schätze ich auch, John.«

Langsamer als zuvor gingen wir wieder zurück. »Ich frage mich nur, wo ich den Hebel ansetzen soll. Bisher gibt es nur Willy als Punkt. Der

aber ist verschwunden.«
»Er wird sich wieder zeigen.«
»Bei Ihnen?«
»Wahrscheinlich.«
»Das wäre nicht schlecht.«
»Sir, denken Sie daran, auch Sie können in größte Lebensgefahr geraten.«
»Ich weiß, John, aber Willy ist es mir wert.« Er lachte etwas rauh.
»Lassen wir das Thema. Was haben Sie jetzt noch vor? Wollten Sie nicht zu Ihrer Freundin gehen?«
»Ja, Lady Sarah erwartet mich.«
»Und Jane.«
»Auch sie.«
»Bestellen Sie ihr meine besten Grüße. Vielleicht wird das nächste Jahr für sie ein besseres. Möglicherweise wendet sich alles hin zum Guten. Wer kann das wissen?«
»Da haben Sie recht, Sir.«
Ich ging noch kurz mit in den Pub und verabschiedete mich von Rick Malone. »Bleiben Sie in London?« fragte ich ihn.
»Darauf können Sie sich verlassen. Vielleicht besorge ich mir wieder einen Flammenwerfer und schicke Willy zum zweiten Mal zur Hölle.«
»Was hat das für einen Sinn, wenn er wieder zurückkehrt?«
»Beim zweitenmal nicht mehr, das schwöre ich.«
Sollte er. Ich war mir da nicht so sicher…

***

Vergangenheit

Ein gewaltiger Kontinent, der lebte, der blühte, auf dem sich zahlreiche Menschen wohl fühlten, obgleich es viel Licht und auch viel Schatten gab. Magischen Schatten, denn viele Atlanter besaßen Kenntnisse über Schwarze Magie.

Sie wußten genau, daß es Dinge gab, an denen man nicht rütteln durfte, mit denen man leben mußte und die man für sich ausnutzen konnte. Weiße und Schwarze Magie führten einen Kampf gegeneinander. Heere von Dämonen griffen ein, Tausende von Opfern waren zu beklagen, bis es zur großen Katastrophe kam und der Kontinent explodierte, wobei er danach in den Fluten des Meeres versank.

Es war ja nicht so, daß Atlantis nur aus einer Masse bestand. Vor dem eigentlichen Kontinent lagen zahlreiche Inseln, manche sehr weit entfernt, andere wiederum in Sichtweite der Küste.

Viele Inseln waren unbewohnt, einfache Felsen, die aus dem tosenden Meer ragten. Andere wiederum waren eine Heimstatt für Gruppen und Stämme geworden; dort herrschte das ewige Grauen.

Aber es gab auch Inseln, wo besondere Menschen lebten, die sich zu den Wissenden zählten. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um Frauen oder Männer handelte. Die Wissenden forschten, sie lebten für sich und nach ihren eigenen Gesetzen.

So auch Sandora, eine ungewöhnliche Frau. Sie liebte das Leben und die Kostbarkeiten des Lebens. Geschmeide, Gold, Luxus, wertvolle Steine – all dies umgab sie und sorgte dafür, daß sie sich wohl fühlte. Sandora hatte sich eine Insel auserwählt, um dort ihr Leben genießen zu können. Sie war allein, eine Herrscherin in einem Reich, in dem das Kostbare nur zählte. Alles andere nicht.

Aber auch sie konnte nicht verhindern, daß Atlantis dem Untergang geweiht war.

Als sie merkte, wie nah die Zeit schon war, entschloß sie sich, die entsprechenden Dinge in die Wege zu leiten. Wenn sie schon zu den Wissenden zählte, wollte sie auch überleben.

Und so wartete sie auf den Tag, an dem Atlantis unterging. Sie saß oft am Strand, schaute auf das schäumende Meer, lauschte hinaus in die Nacht und sah die Vulkane immer stärker rauchen.

Ein Zeichen, daß der Untergang kurz bevorstand.

Schließlich begann die gewaltige Katastrophe, die nur eine Handvoll Bewohner überlebten.

Sandora gehörte zu ihnen.

Sie wußte genau, daß ihre Zeit noch kommen würde. Später, sehr viel später.

In einem anderen Land, in einer anderen Zeit. Und sie würde auch nicht mehr Sandora sein, ihre Kräfte und Kenntnisse aber würde sie über Tausende von Jahren hinweg retten können…

***

Im letzten Augenblick trat ich auf die Bremse, sonst hätte sich die Kühlerschnauze meines Rover noch unter die Heckseite des Trucks geschoben und wäre zerquetscht worden.

So aber stoppte ich ab und schalt mich einen Narren. Man soll eben beim Autofahren mit seinen Gedanken bei der Sache sein und nicht an einen längst versunkenen Kontinent denken.

Der Lkw hatte gebremst, weil eine Horde von angetrunkenen Männern und Frauen ohne Rücksicht auf Verluste die Fahrbahn überquert hatten. Sie grölten und winkten dabei dem Fahrer noch zu. Ich befand mich auf dem Weg nach Mayfair, wo Lady Sarah zusammen mit der unglücklichen Jane Collins wohnte, die von einem schrecklichen Fluch beladen war.

Tagsüber verwandelte sich ihr Kopf in einen Totenschädel. Erst in der Nacht oder bei Anbruch der Dunkelheit wurde Jane wieder zu einem normalen Menschen. Dies hatte zur Folge, daß sie sich nur bei

Dunkelheit bewegen konnte und tagsüber im Haus bleiben mußte.

Worum es Lady Sarah genau ging, das wußte ich nicht. Es war eine Einladung mit Hintergrund, das hatte sie mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Wie ich sie kannte, hatte sie bestimmt wieder etwas Ungewöhnliches entdeckt.

Wir hatten zwar eine genaue Zeit ausgemacht, aber die konnte ich nicht einhalten. Da ich wußte, wie sehr Lady Sarah darauf bedacht war, daß Zeiten eingehalten wurden, hatte ich sie angerufen und die Verspätung entschuldigt.

Bis zu ihrem Haus in Mayfair gab es keinerlei Zwischenfälle. Wie immer fand ich meinen Parkplatz, stieg aus und sah Sarah Goldwyn bereits in der offenen Tür stehen.

»Na, das wurde auch Zeit!« rief sie mir entgegen.

»Sorry, aber du kennst ja den Alten.«

»Konnte er wieder kein Ende finden?«

»So ist es.«

»Schrecklich. Wer bezahlt dir eigentlich die Überstunden?«

»Das mußt du ihn mal fragen.« Ich umarmte Sarah Goldwyn und betrat das Haus, in dem es nach Braten duftete.

»Was ist?« fragte sie mich, als sie mich »schnuppern« sah.

»Hast du warmes Essen gemacht?«

»So ist es.«

»Für wen?«

»Für dich, Junge. Du hast noch nichts gegessen.«

»Das stimmt. Manchmal bist du wie meine Mutter.«

»Deren Stelle vertrete ich auch hier. Da du gerade von ihr sprichst. Du könntest deine Eltern auch mal wieder besuchen.«

»Weiß ich. Aber sag das den Geschöpfen der Hölle.«

»Wenn ich Zeit habe.«

Lady Sarah führte mich in die Küche, wo Jane noch am Herd stand und sich umdrehte, als ich den Raum betrat. Jane hatte sich eine Schürze umgebunden, um die Kleidung zu schonen. Sie trug ein braunes Kleid.

»Wie geht es dir?« fragte sie.

Ich hauchte ihr einen Kuß auf die Lippen. Wer sie so sah, konnte sich kaum vorstellen, daß sie tagsüber mit einem Knochenschädel umherlief. »Mir geht es gut.«

»Das freut mich.«

»Was gibt es denn?« fragte ich und wollte in die Backröhre schauen.

»Zu neugierige Männer können wir hier nicht brauchen«, erklärte Lady Sarah. Sie faßte mich an der Hüfte, drehte mich herum und führte mich zu meinem Platz.

»Da setz dich hin, öffne die Weinflasche und schenke uns ein. Du wirst schon noch zufrieden sein.«

»Das bestimmt.« Es war nicht so einfach dahingesagt. Ich kannte Lady Sarah. Bei ihr wurde ich so verwöhnt wie früher, als ich noch bei meinen Eltern lebte.

Gedeckt war der Tisch schon. Ich entkorkte die Weinflasche, schenkte ein, und ein Schatten fiel über den Tisch. Jane Collins kam, sie setzte sich zu mir. Sarah Goldwyn hatte sie geschickt. Jane faßte nach meiner Hand. Die Haare trug sie noch immer kurz. Vorn über der Stirn standen einige Strähnen etwas hoch.

»Ich freue mich, daß du auch Weihnachten an mich gedacht hast. Es wäre sonst noch schlimmer geworden.«

»Das war doch klar.« Verlegen hob ich die Schultern. Wir waren bei den Conollys eingeladen gewesen. Ich hatte sie verlassen, um noch vor Mitternacht Jane zu besuchen.

»Und jetzt hast du Ruhe?«

»Wie man's nimmt.« Ich hob die Schultern. »Sir James hat mich nicht ohne Grund länger festgehalten.«

»Wieder ein neuer Fall?«

»Es bahnt sich einer an.«

»Kannst du erzählen?«

»Das ist nicht so einfach. Es geht da um eine Person, die vor mehr als zwanzig Jahren verbrannte und wieder zurückgekehrt ist.«

»Als Zombie?«

»So ungefähr, allerdings als besonderer. Als wir ihm gegenüberstanden, löste er sich auf und…«

»Kein Wort mehr aus dem dienstlichen Bereich.« Sarah Goldwyn sprach wie ein Feldwebel. Sie hatte sich so heftig gedreht, daß die zahlreichen Ketten gegeneinander klirrten. »Jetzt wird gegessen und getrunken.« Der Braten hatte die Röhre bereits verlassen. Er lag auf einem Teller, den die Horror-Oma auf beiden Händen balancierte.

Dampf hüllte das Fleisch ein. So sah bestes Roastbeef aus. Oben knusprig gebraten in der Mitte weich und rosa.

Bei dem Duft, den der Braten verströmte, wurde aus meinem Hunger rasch ein Bärenhunger. Dazu gab es frisches warmes Stangenbrot, das Jane bereits geschnitten hatte. Jetzt machte sie sich über das Fleisch her. Sie schnitt dünne Scheiben ab und nickte zufrieden. »Ja, der Metzger hat nicht übertrieben. So muß es sein.«

Auch ich beugte mich vor und nahm noch einmal den Duft auf.

Jane meinte es gut mit mir und legte zwei Stücke auf meinen Teller.

Auch der Wein mundete uns hervorragend.

Der Rote stammte aus Frankreich. Er hinterließ ein angenehmes Gefühl auf der Zunge.

»Dann guten Hunger!« wünschte Lady Sarah und griff als erste zu dem Steakbesteck.

Wir probierten, waren hochzufrieden und aßen mit gesundem

Appetit. Jane saß schräg neben mir. Unsere Knie berührten sich. Ich merkte, daß sie einen leichten Druck ausübte und lächelte.

Vergessen war unsere Zeit, in der wir zusammengehört hatten, noch längst nicht. Beim Essen unterhielten wir uns über recht banale Dinge wie das Wetter, das viel zu warm war für diese Jahreszeit, und darüber, daß der Schnee im nächsten Jahr bestimmt erst richtig zu Ostern fallen würde.

Ich mußte natürlich noch eine Scheibe essen, sonst wäre Lady Sarah tödlich beleidigt gewesen. Auch ein zweites Glas Wein schenkte sie mir ein. Der Rote war hervorragend. An den konnte man sich richtig gewöhnen.

Zum Nachtisch hatte Lady Sarah Zimtäpfel in den Backofen geschoben, zu denen sie selbsthergestellte Vanillesoße servierte. Das haute auf die Kalorien, was mich allerdings nicht störte. Durch meinen Job blieb ich fit. – Nach dem Dessert konnte ich wirklich nicht mehr.

»Kaffee oder Tee?«

»Kaffee, bitte.«

Jane stand auf, um welchen zu kochen. Ich wollte die Teller zusammenräumen, aber Sarah Goldwyn hatte einiges dagegen. »Nein, nein, das machen Jane und ich später.«

»Wie du meinst. Jedenfalls möchte ich mich für das hervorragende Essen bedanken.«

»Nicht der Rede wert, Junge. So völlig uneigennützig habe ich dich auch nicht eingeladen.«

»Ah, da hört man's wieder«, sagte ich, als ich zu den Zigaretten griff. »Es steckt etwas dahinter.«

»Keine Bosheit, John.«

»Das hätte ich dir auch nicht zugetraut.« Ich zündete mir das Verdauungsstäbchen an. »Worum geht es?«

»Ganz einfach oder auch nicht.«

Jane nahm wieder Platz. »Es ist ja nicht sicher, Sarah, ob du da richtig liegst.«

»Doch, das sagt mir mein Gefühl.«

»Ich weiß nicht so recht. Ich jedenfalls habe nichts von dem gespürt. Ehrlich.«

»Darf ich denn mal erfahren, um was sich euer Streit eigentlich dreht?«

»Streit, Junge? Das ist doch kein Streit. Es gibt eben nur zwei verschiedene Ansichten.«

»Es geht um eine Videothek, John«, sagte Jane.

»Auch das noch!«

»Wieso?«

Ich lachte Sarah Goldwyn an, denn ich kannte ihre Leidenschaft für Gruselstreifen. Sie besaß unter dem Dach ihre Videothek, kaufte sich

fast jeden unheimlichen Film, der als Kassette erschien, und besuchte trotzdem die Videotheken, um sich Filme zu leihen, die sich noch nicht in ihrem Sortiment befanden. »Hast du immer noch etwas Neues gefunden?«

»Ja, natürlich.«

»Gut. Ist es so ähnlich wie vor Jahren bei dem Film ›Hotel zur dritten Hölle‹?«

»Nein. Hier geht es mir nicht so sehr um die Filme. Mich interessiert mehr die Videothek.«

»Weshalb?«

»Das will ich dir sagen.« Sie stand auf, ging zum Küchenschrank und holte eine Karte von der Ablage. Es war eine Reklamekarte, wie sie oft von Geschäftsleuten an die Haushalte verschickt wurden.

»Lies laut vor, John.«

»Gern.« Ich holte tief Luft, denn der Text war etwas länger. »Kommen Sie in Sandras Höllenparadies. Heute Himmel – morgen Hölle. Sie erleben beides. Kommen, sehen, staunen. Liebe, Tod und Leidenschaft. Bei uns kommt jeder auf seine Kosten. Sandras Höllenparadies. So etwas hat es noch nicht gegeben. Das ist einmalig in London.«

»Na, was sagst du, John?«

Ich hatte Sarah Goldwyns Frage zwar gehört, nur bekam die Horror-Oma von mir keine Antwort, weil mir nämlich etwas aufgefallen war, das mir einen Stich gegeben hatte.

Der Text dieser Werbekarte stand nicht einfach so auf dem Papier gedruckt, er befand sich innerhalb einer besonderen Grafik, einer Zeichnung, die man unschwer als ein Auge erkennen konnte.

Ein blaues Auge. Ein Auge mit hellblauem Rand und einer dunkelblauen Pupille.

So ein Auge hatte ich bereits gesehen und davon gehört. Denn darin war der Killer Willy verschwunden.

Ich saß steif da, ohne mich zu rühren. Das fiel den beiden Frauen auf, besonders Lady Sarah. »Hast du was?« fragte sie mich. »Irgendwelchen Ärger?«

»Ja – vielleicht.«

»Sag es schon.«

Ich schaute die Horror-Oma an. »Wer hat dir die Karte gegeben, Lady Sarah?«

»Ich habe sie in der Videothek bekommen.«

»Du warst also dort?«

»Natürlich. Ich habe mich da umgeschaut. Aber was stört dich daran, zum Teufel?«

»Das Auge!«

»Hä?« Sie schüttelte den Kopf und setzte sogar die Brille auf, um mich besser ansehen zu können. »Soll das ein Witz sein, John?«

»Nein, mich stört das Auge wirklich.«
»Was ist der Grund?«
»Ich kenne es. Allerdings in einem anderen Zusammenhang. Was also hat dich dazu bewogen, der Videothek skeptisch gegenüberzustehen. Auch das Auge?«
»Bei mir war es etwas anderes. Ich kann es dir auch nicht so richtig erklären, aber ich hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu treten, als ich die Videothek betrat. Verstehst du?«
»Noch nicht.«
»Sie ist so anders. Ich spürte sofort die Ströme. Da lauert etwas anderes. Deshalb möchte ich, daß du dir den Laden einmal genauer ansiehst. Ich kann mich auch getäuscht haben, will daran aber nicht so recht glauben.«
»Wem gehört der Laden?«
»Dieser Sandra.«
»Du kennst sie nicht näher?«
»Nein, sie ist nur eben eine ungewöhnliche Frau. Na, du wirst sie ja kennenlernen.«
»Und was hat dich gestört?«
»Das Fluidum, John. Dabei ist mir noch etwas aufgefallen. Ich habe mich relativ lange dort umgeschaut. Ich sah gewisse Leute in einem Hinterzimmer verschwinden. Welche Filme sie sich dort angeschaut haben, kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls befand ich mich noch im Verkaufsraum, als sie zurückkamen. Da waren sie irgendwie verändert.«
»Wie?«
»Na ja, sie rochen so seltsam oder benahmen sich auch anders. Geistesabwesend, weißt du? Als hätten sie gefixt oder irgendein anderes Zeug eingenommen. Jedenfalls nicht normal.«
»Das ist ein wirklich guter Hinweis.«
»Dann wirst du dich um die Sache kümmern?«
»Gleich morgen.«
»Und was stört dich jetzt daran?« wollte Jane Collins wissen. »Du hast von dem Auge gesprochen.«
»Ja, das ist richtig. Dieses Auge stört mich sehr. Es ist das gleiche, in dem der Killer verschwand, der bereits seit über zwanzig Jahren tot ist und nun zurückkehrte.«
Lady Sarah und Jane bekamen große Augen. »Los, erzähl mal, John! Bitte!« drängte Jane.
Ich tat ihr den Gefallen, denn ich wußte, daß sie von meinen Ausführungen keinen Gebrauch machen würden. Auf beide konnte ich mich voll und ganz verlassen.
Die beiden Frauen hörten gespannt zu. Schließlich nickte Sarah.
»Das Auge, die Videothek, diese fremde Atmosphäre, das

Hinterzimmer. Irgendwie paßt alles zusammen.«

»Und Atlantis«, sagte ich.

»Sicher. Aber wie willst du das in einen Zusammenhang bringen?«

Ich hob die Schultern und trank vom Kaffee. »Frag mich etwas Leichteres. Besser gesagt: Frag es mich morgen oder übermorgen. Dann sehe ich vielleicht klarer…«

***

Sir James hatte für seinen alten Kollegen Rick Malone ein Hotelzimmer besorgt. Nicht in einem Luxus-Schuppen, den mochte Rick sowieso nicht. Das Hotel war klein, sauber und lag zudem günstig in der City. Geführt wurde es seit über zwanzig Jahren von einem älteren Ehepaar, das den Laden in Ordnung hielt.

Viele Vertreter stiegen ab, wenig Touristen, dafür war es einfach nicht groß genug.

Malone hatte sich mit einem Taxi zu seiner Unterkunft bringen lassen und auch während der Fahrt auf Verfolger geachtet. Willy war zurückgekehrt, wie auch immer, und Rick konnte sich vorstellen, daß der Killer sich für damals rächen würde.

Seinen Flammenwerfer besaß Malone nicht mehr, dafür trug er noch den alten Magnum-Revolver, den er auch jetzt nicht vergessen hatte. Die Waffe war von ihm hervorragend gepflegt worden und steckte an der linken Seite in einer weichen Halfter.

Verfolger hatte Malone nicht entdecken können. Für solche Typen hatte er einen Riecher. Rick merkte sehr schnell, wenn ihm jemand auf den Fersen war.

Über der Tür leuchtete eine Lampe, deren Schein auf den Namen des Hotels fiel. Eine altmodische Drehtür mit Holzrahmen diente als Eingang. Sie ließ sich nur schwer bewegen und schleifte über den Boden. Malone hatte sich vorgenommen, noch einen Drink zu nehmen, deshalb steuerte er die kleine Hotelbar an. Sie gehörte praktisch noch zur Rezeption und war nicht größer als ein normales Wohnzimmer.

Hinter der Bar stand die Wirtin und polierte Gläser. Malone fand keinen weiteren Gast vor.

»Kann ich etwas zu trinken bekommen?« fragte er und ließ sich auf den Hocker gleiten.

»Gern. Was möchten Sie?«

»Geben Sie mir einen Bitterlemon.«

»Geht in Ordnung.« Die Frau trug ein graues Kostüm. Ihre Frisur zeigte einen flotten Schnitt. Das lange Haar hatte sie im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Aus der kleinen Flasche schäumte die Flüssigkeit perlend in das Glas. Eiswürfel klimperten auch hinein, und mit einem freundlichen Lächeln

wurde Rick das Getränk serviert.
»Danke.«
Er war durstig und trank fast die Hälfte leer. Die Jacke zog er aus und legte sie auf den Nebenhocker. Seine Waffe war unter dem Pullover verborgen.
»Hier ist es warm, nicht?«
Malone nickte. »Das können Sie wohl sagen.«
»Tut mir ja leid, Mister. Sie haben sich für Ihren London-Besuch nicht gerade das schönste Wetter ausgesucht.«
»Der Meinung bin ich auch. Wissen Sie, ich lebe eigentlich in der Einsamkeit und komme nicht oft in die Stadt. Auf dem Lande ist noch alles beschaulicher.«
Die Wirtin nickte. »Das stimmt. Mein Mann und ich haben auch vor, irgendwann die Stadt zu verlassen und die letzten Jahre auf dem Lande zu verbringen.«
»Wo wollen Sie denn hin? Haben Sie schon einen Plan?«
»Vielleicht nach Cornwall.«
»Ein sehr schönes, aber auch wildes Land.«
»Ja, Mr. Malone. Wir kennen es. Unseren Urlaub haben wir schon oft dort verbracht. Noch gefällt es uns hier.«
»Sie leben zumeist von Stammgästen – oder?«
»So ist es.«
Malone nickte. »Hier kann man sich auch wohl fühlen«, erklärte er. »Ein nettes Hotel.«
»Das sagen die meisten Gäste.«
»Dann bin ich der einzige Fremde, der hier wohnt?«
»So ungefähr.«
»Na ja, so ganz fremd bin ich in London nicht. Es hat nicht zufällig jemand nach mir gefragt?«
Hinter den Brillengläsern weiteten sich die Augen der Wirtin.
»Nein, Mr. Malone, niemand. Erwarten Sie denn Besuch?«
»Erwarten ist zuviel gesagt. Einige meiner Bekannten wissen, daß ich mich hier aufhalte. Es könnte sein, daß sie mich besuchen wollen. Aber ich bleibe noch etwas.« Er leerte sein Glas und wurde gefragt, ob er noch einen Schluck wollte.
»Nein, das reicht mir, danke.«
»Soll ich das Getränk auf die Rechnung setzen?«
»Ich zahle sofort.« Er legte das Geld auf die Theke, nahm die Jacke und verließ die Bar. An der Rezeption bekam er den Zimmerschlüssel. Der Raum lag in der zweiten Etage.
Auf den alten Fahrstuhl verzichtete er. Die krumme Treppe mit den hohen Stufen und dem Holzgeländer war mit einem dunkelroten Teppich belegt, der auch den Bodenbelag auf dem Gang bildete.
Rick Malone schloß die Tür mit der Nummer 9 auf. Er war vorsichtig,

als er das Zimmer betrat, weil er mit Besuch rechnete. Niemand hielt sich zwischen den vier Wänden auf. Das Zimmer war auch nicht durchsucht worden, so etwas hätte Malone sofort bemerkt.

Die Tür zur Dusche hatte er nicht geschlossen. Sie stand auch jetzt noch offen.

Malone dachte daran, daß ihm ein Bad guttun würde. Er streifte die Kleidung ab und stellte die Dusche an. Es dauerte eine Weile, bis das Wasser heiß war, und er hatte auch Mühe, die Temperatur zu regulieren. Malone nahm die Hotelseife, die ihm zu sehr nach Parfüm roch. Nach dem Abtrocknen legte er sich rücklings auf das Bett und schaute gegen die Decke, die sich in ihrer Farbe kaum von den Tapeten abhob. Neben dem Bett befand sich das Fenster. Malone schaute nicht hinaus. Er wußte, daß an der Rückseite des Hotels ein schmaler Hinterhof lag mit tristen Fassaden und blinden Scheiben im Mauerwerk.

Er hatte seinen alten Freund James Powell ja für einen Spinner gehalten, nun mußte er seine Meinung revidieren. Dieser Tote war tatsächlich zurückgekehrt, ein Körper, der hätte verbrannt sein müssen, war erschienen, um Rache zu nehmen.

Wieso, weshalb? Und was hatte dieser längst versunkene Kontinent Atlantis damit zu tun?

Rick wußte es nicht. Wahrscheinlich würde er darauf auch nie eine Antwort bekommen. Jedenfalls steckte mehr hinter dem Fall, als bisher zu ahnen war.

Malone hatte nur die Nachttischlampe eingeschaltet. Der Schein streifte über das Bett und erreichte kaum das Fenster. Die Deckenleuchte, eine blasse Kugel, war mit Fliegendreck beklebt. Die Tür zeigte einen grüngrauen Anstrich. Auf dem Tisch stand einsam ein brauner Aschenbecher.

Willy war nicht grundlos erschienen. Er würde Rache nehmen wollen. Und zwar Rache an den Personen, die ihn damals gejagt hatten. Sir James hatte seinem alten Kollegen Polizeischutz geben wollen, auf so etwas aber verzichtete ein Mann wie Malone. Er wollte sich selbst helfen, und schießen konnte er noch immer.

Hin und wieder vernahm er Schritte auf dem Gang. Auch klappten Türen, wenn andere Gäste ihre Zimmer betraten. Im Raum links neben dem seinen hatte jemand das Radio angestellt und hörte Pop-Musik.

Glücklicherweise war die Musik nicht so laut, daß sie stören würde.

Der Abend zog sich dahin. Malone war nicht mehr der Mann wie früher. Da hatte er die Nächte durchwachen können, ohne daß es ihm etwas ausgemacht hätte.

Heute nicht.

Deshalb wunderte er sich nicht darüber, daß er in einen leichten Schlummer fiel, aus dem er hin und wieder hochschreckte. Als er beim

dritten Mal einen Blick auf die Uhr warf, stellte er fest, daß es schon eine Stunde vor Mitternacht war.

Ruckartig richtete sich Malone auf. Ein wenig verstört schaute er sich um. Es war sehr still geworden, nur das Summen der Heizung war in dem Raum zu hören.

Rick spürte einen trockenen Geschmack im Mund. Er fragte sich allerdings, was ihn aus seinem Schlummer gerissen hatte. War es ein Geräusch von draußen gewesen?

Das konnte er sich kaum vorstellen. Es mußte schon die innere Uhr gewesen sein. Eine Uhr, die ihn auch auf gewisse Gefahren hinwies, die in der Nähe lauerten.

In der Einsamkeit hatte er sich dies angewöhnt, er spürte auch das bestimmte Ziehen auf seinem Rücken, wo sich die Haut spannte. Etwas stimmte nicht.

Malone schwang sich vom Bett. Er schlüpfte in die Schuhe und blieb lauschend neben dem Bett stehen. Sein Blick war auf die Zimmertür gerichtet. Der schwere Revolver steckte noch in der Halfter. Beides lag auf dem Nachttisch.

Malone zog die Waffe hervor. Das Gewicht des schweren Schießeisens beruhigte ihn ein wenig. Wenn jemand kam und ihn überfallen würde, dann sollte sich der Knabe wundern.

Rick schaute auf die Tür. Dahinter tat sich nichts. Er ging hin, öffnete und schaute in den Gang, wo nur mehr eine blasse Notbeleuchtung brannte. Von unten her vernahm er ein hartes Husten, dann die Stimme der Wirtin, die zu ihrem Mann etwas sagte.

Danach war es wieder still.

Malone zog sich zurück. Er schloß sehr sacht die Tür und legte sich auf das Bett. Diesmal behielt er die Waffe in der Hand. Mittlerweile war er davon überzeugt, daß in der Nacht irgend etwas passieren würde. Er beschäftigte sich auch mit dem Gedanken, Sir James oder John Sinclair anzurufen, verwarf ihn dann wieder, denn er wollte nicht unnötig die Leute verrückt machen.

Wieder verging Zeit. Sie tröpfelte nur so dahin. Malone schaute öfter auf die Uhr als normal, ein Zeichen, daß auch er Nerven hatte.

Würde sich etwas tun?

Es tat sich etwas.

Plötzlich vernahm er das Geräusch. Direkt an der Tür und auch von außen. Ein unheimlich klingendes Kratzen, als würde dort jemand stehen, der mit seinen Fingern über das Holz fuhr.

Rick richtete sich auf. Er blieb auf dem Bett sitzen und zeigte ein kaltes Grinsen. »Kommt nur!« flüsterte er. »Kommt nur her. Ich werde euch schon geben, was ihr braucht.«

Der oder die anderen an der Tür ließen sich Zeit. Nur das Kratzen blieb. Es wanderte von unten nach oben, dann wieder zurück und

hörte plötzlich auf.

Dafür vernahm Rick Sekunden später andere Laute. Es war ein Knirschen, als wäre jemand dabei, etwas von der anderen Türseite her in das Holz zu drehen.

Schrauben oder Nägel.

Einen Grund konnte er sich nicht vorstellen, der andere brauchte doch nur die Tür zu öffnen.

Das tat er auch.

Nur eben auf seine Weise.

Denn durch das Holz stachen die langen Nägel des Killers Willy, als bestünde das Material aus Pappe…

***

Es war ein schauriger Anblick, der dem Gast fast die Haare in die Höhe trieb. Er spürte den Druck im Magen, das trockene Gefühl in der Kehle und vernahm auch weiterhin die knirschenden Laute, als sich die Finger des Mörders bewegten.

Ein dumpfer Laut ertönte. Willy hätte die Tür auch normal öffnen können, doch er verzichtete darauf, die Klinke nach unten zu drücken, er rammte sie einfach nach innen.

Dann stand er im Raum!

Noch immer mit dem schwarzen Mantel bekleidet und der dunklen Wollmütze auf dem Kopf. Er wirkte so klein, so schmal und gleichzeitig auch so bleich. Kaum jemand sah ihm an, wie gefährlich er tatsächlich war, daß er das Grauen bringen konnte.

Willy wedelte mit den Händen. Es sah aus, als wären seine Finger mit Messern verlängert worden. Auf seinem Gesicht lag ein kaltes Lächeln, das den Tod verhieß.

So einfach ließ sich Rick Malone nicht einschüchtern. Er war ein Mann, der kämpfen konnte, der kämpfen wollte und nicht aufgab.

»Komm näher!« flüsterte er Willy zu und lachte dabei. »Komm ruhig näher. Es ist eine Sache zwischen uns beiden. Wie damals, mein Freund. Nichts hat sich geändert, bis auf die Umgebung.«

Willy kam auch. Er brachte noch eine Botschaft mit. »Ich werde dich töten!« erklärte er. »Du entkommst mir nicht. Die Rechnung steht offen, und ich habe lange warten müssen.«

»Sicher, Willy, sicher. Meine aber auch!« Rick Malone blieb gelassen. Seine innere Spannung war ihm nicht anzusehen. In seinem Gesicht veränderte sich auch dann nichts, als er schoß.

Vorbeizielen konnte er nicht. Die Kugel mußte einfach treffen, und sie erwischte Willy auch.

Schwer und wuchtig hieb das Geschoß in seine Brust. Hinter einer Magnum-Kugel steckt eine ungeheure Kraft. Auch Willy konnte ihr nichts entgegensetzen. Der Aufprall schleuderte ihn zurück. Er prallte

gegen die Tür und hämmerte sie zu.

Selbstverständlich mußten andere Gäste den Schuß gehört haben, das aber störte Rick nicht. Er hatte nur Augen für Willy, der mit dem Rücken an der Tür lehnte, den Kopf etwas gesenkt hielt und auf das Kugelloch in seiner Brust starrte.

Es war eine Wunde, aus der kein Blut floß. Konnte Willy Kugeln widerstehen?

Rick Malone beschäftigte sich mit dem Gedanken. Er achtete nicht mehr auf die Geräusche auf dem Flur, für ihn war Willy wichtiger, der allmählich zusammensackte, weil seine Beine nicht mehr die Kraft besaßen, das Gewicht des Körpers zu halten.

Hatte ihn Rick doch erwischt?

Nein, Willy legte ihn rein.

Plötzlich stieß sich der Mörder ab. Mit einem so kraftvollen Sprung, den Rick ihm nicht zugetraut hätte. Deshalb reagierte er auch nicht. Als er seine Überraschung überwunden hatte. War es zu spät. Da lag Willy schon auf ihm.

Mit den Fingern stach er zu…

Jemand drückte die Tür auf. Zwei Gäste standen auf der Schwelle.

Von unten her eilte der Hotelier die Treppe hoch, er drängte sich zwischen die Gäste und wurde wie sie stumm vor Entsetzen.

Sie hatten nichts Genaues sehen können, aber sie erkannten, daß etwas Furchtbares geschah. Willy verdeckte ihnen mit seinem Körper die Sicht auf den liegenden Malone. Erst als der Killer sich aufrichtete, sahen sie das Furchtbare.

Und sie sahen Willys Finger, von dessen Spitzen das Blut tropfte.

Er kam auf sie zu. Das Gesicht war nur mehr eine bleiche Fratze, in seinen Augen leuchtete so etwas wie Wahnsinn. Der Mund stand offen, die Haut war bleich wie das Mondlicht.

Sie wichen zurück. Zuerst nur langsam, dann schneller, schließlich rannten sie fluchtartig die Treppe hinunter. Keiner von ihnen kümmerte sich um Willy. So sahen sie auch nicht, daß um ihn herum ein großes Auge erschien und den Killer einfach schluckte…

***

Ich spürte noch die Müdigkeit in meinen Augen, aber gleichzeitig ein würgendes Gefühl, als ich auf die Leiche starrte. Ich habe Rick Malone nicht lange gekannt, er war mir sympathisch gewesen, nun aber lag er tot auf dem Hotelbett.

Neben mir stand Sir James. Sein Anruf hatte mich aus dem Schlaf geholt. Der Superintendent sagte nichts. Er hielt die Lippen fest geschlossen, doch in seinen Augen brannte es. Ich sah, wie die Muskeln an seinem Hals zuckten und die Lippen ebenfalls. Sir James trauerte stark um seinen ehemaligen Kollegen.

In der Halle saßen mehrere Beamte der Mordkommission, um die Zeugen zu vernehmen. Auch mein Chef und ich wollten uns dazu gesellen. Zuvor aber mußten wir uns die Leiche angesehen haben.

»Er hat die Finger genommen, Sir«, sagte ich leise. »Diese verdammten Killerfinger.«

»Ja, ich weiß.«

»Und jetzt?«

»Ich machte mir Vorwürfe. Ich hätte ihn nicht allein lassen sollen. Rick Malone ist auch über zwanzig Jahre älter geworden, nicht mehr so in Form wie früher.« Sir James hob die Schultern. »Leider wollte er es nicht anders. Hätten wir ihn in Schutzhaft genommen, wäre er sich alt und zerbrechlich vorgekommen.«

»Wie denken Sie denn darüber, Sir?«

»Worüber?«

»Über die Schutzhaft. Malone ist tot. Willy hat einen Teil seiner Rache erfüllen können, aber Sie leben noch, Sir. Und Sie werden wahrscheinlich der nächste auf seiner langen Liste sein. Meine ich.«

»Da könnten Sie recht haben.«

»Also Schutzhaft?«

»Nein!«

»Was dann?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Am besten wäre ein Leibwächter, Sir.«

Der Gedanke war ihm nicht so unsympathisch, was mir seine nächste Frage bewies. »Und an wen haben Sie dabei gedacht, John?«

»Gibt es einen besseren Mann für diese Aufgabe als Suko?«

Sir James überlegte einen Moment. »Nein, eigentlich nicht. Da haben Sie recht, John.«

»Na bitte.«

Sir James warf noch einen letzten Blick des Abschieds auf seinen ehemaligen Kollegen und drehte sich hart um. »Kommen Sie, John.«

Auf dem Gang sagte er zu mir: »Alles hat Rick überstanden. Er hat viele Verbrecher zur Strecke gebracht. Es gab damals keinen Besseren als ihn, um Willy zu fangen. Letztendlich ist er doch an ihm gescheitert, und ich trage indirekt die Schuld.«

»Das dürfen Sie nicht so sehen, Sir.«

»Ich sehe es aber so.«

In der kleinen Halle saßen die Zeugen. Sie waren noch immer blaß und standen unter Schock. Einige von ihnen tranken Whisky. Einen Schluck konnte ich auch vertragen. Das furchtbare Bild im Zimmer war mir hart auf den Magen geschlagen.

Obwohl drei Zeugen die Untat gesehen hatten, konnten sie uns nicht viel sagen. Die Beschreibung des Killers bekamen wir und wußten auch, wie Rick umgebracht worden war, das war schon alles.

»Hat niemand von Ihnen gesehen, wohin der Mörder verschwunden ist?«

Der Hotelier schüttelte den Kopf. »Nein, es tut mir leid. Außerdem haben wir die Flucht ergriffen.«

Die beiden anderen nicken zu seinen Worten.

Ich strich durch mein Gesicht und holte tief Luft. Dann leerte ich das Glas. Den bitteren Geschmack von Galle hatte ich aus meiner Kehle bekommen, aber nicht den harten Druck im Magen. Es war schlimm, daß ein Killer in London herumlief, den wir genau kannten, bei dem wir aber nicht in der Lage waren, ihn zu fassen.

Ich habe meinen Chef selten so deprimiert erlebt wie in dieser Nacht. Des öfteren schüttelte er den Kopf, bis er schließlich sagte:

»Und wir haben keinen Spur. Wir wissen nicht einmal wo wir mit unseren Bemühungen ansetzen können.«

»Das will ich nicht so sagen, Sir!«

Er schaute mich überrascht an. »Wieso? Hat sich etwas Neues bei Ihnen ergeben?«

»Vielleicht.«

»Bitte, erzählen Sie.«

»Lady Sarah Goldwyn hatte mich eingeladen, und da ist mir folgendes passiert. Es geht um eine Videothek, die der alten Dame auffiel. Nicht ohne Grund, wie ich jetzt sagen muß…« Sir James hörte meinen weiteren Ausführungen gespannt zu.

»Das ist wirklich enorm«, sagte er. »Und Sie meinen, daß wir über diese Videothek die Spur zu Willy aufnehmen können?«

»Es ist zumindest einen Versuch wert.«

»Wann wollen Sie dorthin?«

»Gleich morgen früh.«

»Gut, gehen Sie.«

»Was ist mit Ihnen, Sir? Sind Sie bei ihrer Ansicht geblieben, was den Leibwächter angeht?«

Er überlegte.

»Es ist besser, Sir. Suko ist für diese Sachen der beste Mann, den ich mir vorstellen kann.«

»Also gut. Sie kümmern sich um diese Videothek – wie hieß sie noch gleich?«

»Sandras Höllenparadies.«

»Ja, eben. Ich werde mit Suko schon zurechtkommen, und er mit dem Killer auch, hoffe ich.«

»Gut. Darf ich Sie nach Hause bringen, Sir?«

»So besorgt?«

»Sicher.«

»An sich denken Sie nicht, John?«

»Auch. Ich rechne sogar damit, daß Willy mich auf seine Liste gesetzt

hat. Sicherlich nicht an die erste Stelle. Er wird sich zunächst um Sie kümmern.«

Sir James gab mir keine Antwort. Er schaute zu, wie die sterblichen Überreste seines alten Kollegen aus dem Fahrstuhl getragen wurden. Als die Männer den Sarg an uns vorbeischleppten, nahm der Superintendent seinen Hut ab und erwies Rick Malone die letzte Ehre.

Er blieb noch für eine Weile gedankenversunken stehen, dann drehte er sich abrupt um. »Lassen Sie uns fahren, John.«

»Und Sie sind nach wie vor damit einverstanden, daß ich Sie nach Hause bringe?«

»Auch das.«

Der Superintendent war mit einem Taxi gekommen. Ich hatte meinen Rover in Ermangelung eines Parkplatzes schräg auf den Gehsteig gestellt, ließ Sir James einsteigen und fuhr ab.

Die Strecke kannte ich. Sir James wohnte in einem alten Gebäude, das er sich mit mehreren Mietern teilte. Es lag in einer gepflegten Umgebung, vorne und hinten durch Gärten begrenzt. Auf der Strecke sprach der Superintendent kaum ein Wort. Er starrte durch die Frontscheibe und war mit seinen Gedanken für sich. Ich konnte nachfühlen, was in ihm vorging. Zudem mußte er davon ausgehen, der nächste auf Willys Liste zu sein.

Es war eine ruhige, milde Winternacht. Auch der Verkehr hielt sich in Grenzen. Wer jetzt noch unterwegs war, hatte es eilig, nach Hause zu kommen.

Wir gerieten in eine Verkehrskontrolle. Als die Beamten sahen, wen sie vor sich hatten, konnten wir weiterfahren.

Wenig später rollten wir über den gepflegten Vorgartenweg. »So«, sagte Sir James, als ich stoppte, »jetzt darf ich mich noch bei Ihnen bedanken. Suko wird dann…«

»Kann ich Sie noch nach oben begleiten?«

Der Superintendent lächelte knapp. »Meinen Sie, daß Willy in der Wohnung auf mich lauert?«

»Bei ihm muß man mit allem rechnen. Willy findet stets seinen Weg zum Opfer, sei der noch so schwierig.«

»Gut, dann kommen Sie mit.«

Ich hatte auf der Fahrt zum Ziel natürlich auf Verfolger geachtet, aber keine gesehen. Wir waren ziemlich allein gewesen. Der Garten lag in absoluter Stille vor uns.

Nur zwei Laternen gaben ihren blassen Schein ab. Sir James schloß die Haustür auf und betrat das stille Gebäude, in dem die übrigen Mieter fest schliefen.

Wir bemühten uns, so leise wie möglich die Treppe hochzugehen.

Sir James wohnte in der ersten Etage. Er schloß die Wohnungstür auf, wollte eintreten, ich aber hielt ihn zurück.

»Lassen Sie mich.«

Da ich mich auskannte, wußte ich auch, wo ich den Lichtschalter finden konnte. An der rechten Seite schleifte meine Hand darüber hinweg. Im breiten Flur wurde es hell.

Der große Spiegel stach jedem Eintretenden ins Auge. Uns aber besonders, denn jemand hatte ihn beschmiert.

»Ich war auch hier«, las ich halblaut und schüttelte mich, weil die Worte mit Blut auf die Fläche gezeichnet worden waren.

Auch Sir James war entsetzt. In meinem Rücken hörte ich sein scharfes Atmen. Er kam langsam vor und nickte. »Also doch«, sagte er leise. »Willy hat es geschafft, wie auch immer.«

»Ja, und er wird weitermachen.«

»Mit mir?«

»Das glaube ich fest. Deshalb wird es immer dringender, daß Suko zu Ihnen kommt.«

»Noch in dieser Nacht?«

»Das wollte ich Ihnen soeben vorschlagen.«

Sir James deutete auf ein Telefon. »Bitte, John, rufen Sie ihn meinetwegen an.«

Suko meldet sich ziemlich brummig. Als er jedoch hörte, um was es ging, war er sofort bereit, zu kommen. Er wollte sich ein Taxi nehmen.

»So ganz recht ist es mir noch immer nicht«, erklärte Sir James und schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin einfach dagegen, mich wie ein Kind behandeln zu lassen. Innerlich, meine ich.«

»Wollen Sie lieber sterben, Sir?«

»Das natürlich auch nicht.«

»Dann schlage ich vor, sich lieber wie ein Kind behandeln zu lassen. Darf ich die Wohnung durchsuchen?«

»Natürlich. Glauben Sie denn, daß Willy sich hier noch versteckt hält?«

»Bei ihm rechne ich mit allem.«

Ich ging durch die Zimmer, ohne von Willy eine Spur zu finden.

Er hatte auch keine weiteren Anzeichen für sein Erscheinen hinterlassen, nur eben diesen makabren Gruß auf dem Spiegel.

Sir James fand ich in seinem Arbeitszimmer, wo er hinter dem Schreibtisch saß und mit einem Brieföffner spielte. Die Fenster waren nicht zu sehen, weil Vorhänge die Scheiben verdeckten.

»Möchten Sie etwas trinken, John?«

»Nein, Sir.«

Er räusperte sich. »Dieser Fall geht mir an die Nieren, John, das habe ich sonst selten, aber hier werde ich einfach mit Problemen überwältigt, die für mich eine Nummer zu groß sind. Ich könnte den Apparat des Yard einsetzen, was würde das nützen? Nichts. Dieser Killer ist uns immer um eine Armlänge voraus.«

»Und es muß eine Verbindung zwischen ihm und dieser Videothek geben«, erklärte ich.

Sir James schob seine Brille hoch. Es war zu sehen, daß er intensiv nachdachte. »Wenn dem so wäre, könnten wir unter Umständen davon ausgehen, daß Sie Willy dort finden.«

»Sie gehen weit voran, Sir.«

»Ich rechne zumindest damit. Willy benötigt ein Versteck. Diese Videothek wäre eines.«

Da konnte ich Sir James nicht widersprechen. Nur hatte ich keine rechtliche Handhabe, mir den Laden anzusehen, dazu noch mitten in der Nacht. Ich würde am morgigen Tag als normaler Kunde dort erscheinen und mich zunächst umschauen.

Wenig später traf auch Suko ein. Er blieb stehen, als er die an den Spiegel geschmierte Warnung sah. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er, der von allem noch nichts wußte.

»Es hängt mit deinem neuen Job zusammen.«

»So ernst?«

»Noch ernster.«

Wir gingen in das Arbeitszimmer, wo Sir James, wie oft in seinem Büro, am Fenster stand und in den dunklen Garten schaute. Er begrüßte Suko und bedankte sich bei ihm, daß er so spät in der Nacht noch den Weg gefunden hatte.

»Das war selbstverständlich, Sir.«

Beide weihten wir ihn ein, und Suko hörte aufmerksam zu. »Na ja«, sagte er schließlich, »da habe ich ja einen Gegner, mit dem nicht zu spaßen ist.«

»Das kannst du wohl sagen«, erwiderte ich nickend.

»Ist noch in dieser Nacht mit einem Angriff zu rechnen?« erkundigte er sich.

»Das kann alles sein.«

Suko räusperte sich. »Nur gut, daß ich schon früh ins Bett gegangen bin. So habe ich wenigstens etwas Schlaf bekommen. Besitzen Sie eine Gästecouch, Sir?«

»Ja.«

»Da mache ich es mir dann bequem.« Suko schaute mich an. »Der Killer heißt Willy, nicht?«

»Genau.«

»Ein Name, über den man lachen kann, bringt man ihn mit einem Mörder in Verbindung.«

Ich blieb ernst. »Das Lachen, Suko, wird dir noch vergehen, darauf kannst du dich verlassen. Ich habe ihm einmal gegenübergestanden. Er sieht zwar aus wie ein Mensch, aber er ist keiner mehr. Für mich ist Willy eine wahre Bestie.«

»Er kann sich also auflösen«, sagte Suko.

»Richtig. Nur mußt du schneller sein.«
»Mal schauen.«
Ich verabschiedete mich von Sir James und auch von meinem Freund und Kollegen.
Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend fuhr ich zurück in meine Wohnung…

***

Zwar hatte ich noch einige Stunden im Bett verbracht, doch von einem tiefen Schlaf konnte kaum die Rede sein. Ständig geisterte Willy durch meine Gedanken, aber auch die Videothek, von der ich bisher nur gehört, sie aber noch nicht gesehen hatte.
Meine erste Handlung nach dem Wachwerden war ein Telefonat.
Ich rief bei Sir James an.
Er und Suko waren bereits auf den Beinen. Ich erfuhr, daß in der Nacht nichts weiter passiert war. Die restlichen Stunden waren für beide glatt verlaufen.
»Fahren Sie ins Büro, Sir?«
»Ja, mein Fahrer holt uns ab.«
»Gut, dann treffen wir uns dort.«
»Was ist mit Ihrer Videothek?«
»Die öffnet erst später.«
»Ach so.«
Nach dieser positiven Nachricht mundete mir das karge Frühstück gleich besser. Ich spülte den letzten Bissen mit Kaffee runter und fuhr mit dem Lift in die Tiefgarage, wo der Rover stand. Mit dem Wagen fuhr ich in letzter Zeit sehr ungern ins Büro. Mir blieb aber keine andere Möglichkeit, weil ich eben beweglich bleiben wollte.
Wie immer verdichtete sich der Verkehr in der Londoner City.
Trotzdem traf ich pünktlich ein. Das Wetter hatte sich noch immer nicht geändert. Es sollte sogar bis zum Jahreswechsel so bleiben, was einfach furchtbar war.
An diesem Morgen sollte die Sonne mal kurz durchkommen, begünstigt von einer südwestlichen Strömung, die zusätzliche Wärme über die Riesenstadt hinwegschaufelte.
Es war der übliche Weg, den ich jeden Morgen zu nehmen hatte, wenn ich mich beim Yard befand.
Kaum hatte ich den Gang zu meinem Büro erreicht, da hörte ich einen spitzen Schrei, und der war aus meinem Büro geklungen.
Ich startete wie ein Sprinter, trat die Tür ein – und sah eine entsetzte Glenda Perkins in der Mitte des Vorzimmers stehen. Sie hatte die Arme halb erhoben und die Hände zu Fäusten geballt. Glenda schrie noch einmal auf, als ich meine Hände auf ihre Schultern legte und sie herumdrehte.

»Was ist denn los, Mädchen?«

Glenda holte vor ihrer Antwort tief Luft. »John – in… in deinem Büro, da war jemand.«

»Wer?«

»Ich kenne ihn nicht. Eine grauenvolle Gestalt mit blutigen Händen. Sie stand neben deinem Schreibtisch und grinste mich an. Du… du mußt mir glauben.«

Und ob ich ihr das glaubte. Mit einem Sprung hatte ich meine Bürotür erreicht, riß sie auf und zog gleichzeitig die Beretta hervor.

Ihre Mündung und meinen Blick richtete ich in den Raum, wo sich von einer Wand zur anderen ein gewaltiges Auge abzeichnete, dessen Pupille dunkelblau schimmerte.

In ihr sah ich den Killer.

Klein, nicht größer als eine Hand. Er hielt die Arme ausgestreckt, damit ich noch auf die Hände mit den langen Nägeln schauen konnte, von denen das Blut tropfte.

Ich sah auch sein Gesicht.

Es war zu einem häßlichen Lachen verzerrt. Ein stilles Lachen, als wäre es ihm auf den Lippen erfroren.

Dann war er verschwunden und mit ihm das Auge.

Ich ließ die Waffe sinken. Nicht länger als ein oder zwei Sekunden hatte mich der Anblick geschockt. Wieder einmal hatte mir Willy bewiesen, was er alles konnte.

Hinter mir stand Glenda. Sie berührte mich leicht und fragte:

»John, was war das?«

»Ein Auge«, antwortete ich auf dem Weg ins Büro. Dort suchte ich nach Spuren, doch Willy hatte keine hinterlassen.

»Und der Mann?«

»War Willy, ein Killer.«

Glenda schluckte. Sie war vieles von mir gewohnt. Sie kannte mich auch gut, und sie wußte, wann es besser war, wenn sie keine Fragen stellte. So einen Moment sah sie jetzt vor sich.

»Ich hole uns den Kaffee«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Ja, das wäre nett.«

Ich saß am Schreibtisch und preßte mein Gesicht rechts und links gegen die Handflächen. Allmählich wurde dieser Willy für mich wie zu einem Alptraum. Der konnte auftauchen und verschwinden, wann immer er wollte, und er stand unter dem Schutz des geheimnisvollen Auges.

Erst als Glenda die morgendliche Tasse Kaffee brachte, schaute ich auf. »Alles wieder okay?« fragte sie.

»Fast«, lächelte ich.

Auch sie hatte sich eine Tasse mitgebracht. »Dieser Mann ist wieder verschwunden?«

Ich nickte.

»Wieso? Wie konnte er herkommen und dann so einfach aus dem Zimmer verschwinden?«

»Ich kann es dir nicht erklären, Glenda. Nimm es als magisches Phänomen hin. Jedenfalls besitzt Willy einen großen Schutzpatron, der irgendwie auch etwas mit Atlantis zu tun hat. Was es genau ist, das werde ich noch herausfinden.« Ich trank den Kaffee. Er schmeckte und wärmte.

»Will er dich töten, John?«

»Bestimmt.«

»Und weshalb hat er das nicht getan? War die Gelegenheit nicht günstig genug?«

Ich lachte Glenda an. »So darfst du das nicht sehen, Mädchen. Natürlich war die Gelegenheit günstig, aber ich bin noch nicht an der Reihe. Es gibt Personen, die wahrscheinlich oder ganz bestimmt sogar, noch vor mir stehen.«

»Wer denn?«

»Sir James.«

Glenda wurde bleich. »Was sagst du? Sir James? Was hat der ihm denn getan?«

»Das ist eine Geschichte, die lange zurückliegt. Sogar mehr als zwanzig Jahre. Da hat es eigentlich mit Willy begonnen. Er war eine Bestie, ein brutaler Mörder, aber…«

Ich sprach nicht mehr weiter, weil aus dem Vorzimmer Stimmen ertönten. Sir James und Suko hatten den Raum betreten. »Ich bin schon hier!« rief ich in das Vorzimmer.

Sie erschienen zur gleichen Zeit und erkannten an meinem Gesicht, daß etwas passiert war.

»Du hast Ärger gehabt!« sagte Suko.

»Ja. Willy war hier.«

»Was?«

Ich nickte meinem Freund zu, der ein ebenso erstauntes und überraschtes Gesicht zog wie Sir James. »Glenda sah ihn zuerst. Gerade in dem Augenblick, als ich eintraf.«

»Und Sie haben ihn nicht aufhalten können, John?«

»Nein, Sir. Es war wieder das Auge da. Als ich ihn sah, befand er sich bereits in der Pupille und wurde noch tiefer hereingezogen. Da war nichts zu machen.«

Sir James ballte beide Hände, ein Zeichen seiner inneren Wut. »Er will uns lächerlich machen«, flüsterte er. »Dieser verfluchte Zombie will uns zum Narren halten.«

»Vorerst«, schränkte ich ein.

Mein Chef schaute mich an. »Sie rechnen damit, daß er bald richtig zuschlagen wird?«

»So ist es.«

Suko hatte eine Frage. »Läuft alles wie geplant, Sir?«

»Ja.«

Ich warnte indirekt. »Dabei kommen Sie wahrscheinlich mit anderen Menschen zusammen – oder nicht?«

Sir James verstand. »Sie denken daran, daß ich diese Personen mit in Gefahr bringen könnte?«

»Ja.«

»Das hat natürlich etwas für sich«, erklärte unser Chef. »Ich sollte meine Termine ändern.«

»Jedenfalls bleibe ich an Ihrer Seite«, erklärte Suko, »was immer auch geschieht.«

»Und ich schaue mir Sandras Höllenparadies einmal näher an. Mal sehen, welche Engel mir da noch begegnen werden.«

»Wenn du welche siehst, John, stutze ihnen die Flügel, auch in meinem Sinne.«

»Mach' ich.«

Anschließend mußte ich lachen, weil Glenda ein Gesicht machte, als würde sie überhaupt nichts mehr verstehen…

***

Wer das Höllenparadies suchte, der brauchte nicht in eine Fantasy-Welt zu fahren, sondern nur in die Nähe der weltberühmten Regent Street zu gehen, denn dort lag der Laden, der diesen reißerischen Titel führte. Ich war hingefahren und schaute mir zunächst einmal die Umgebung an, ohne das Geschäft zuvor betreten zu haben.

Es gab in der Nähe nichts Außergewöhnliches. Zwei Kinos, einige Imbißbuden, zahlreiche Läden, die eigentlich alles anboten, was das Herz begehrte, vom Schuh über Textilien bis hin zu Lebensmitteln.

Sogar einen Laden für Alarmanlagen entdeckte ich, der direkt neben einer Fleischerei lag.

Der normale Vormittagsbetrieb herrschte auf Straße und Gehsteig.

Die Menschen kauften ein, trafen sich, hielten ein Schwätzchen, denn hier kannte man sich noch.

Und dazwischen eben Sandras Höllenparadies!

Für eine Videothek war sie ziemlich groß. Eine breite Fassade mit einem sehr großen Schaufenster, in dem die neuesten Kassetten-Hits präsentiert wurden. Der Hintergrund des Schaufensters war mit einer goldenen Tapete beklebt worden. Auf ihr hingen zahlreiche Filmplakate. Manche sehr reißerisch aufgemacht, andere wiederum nett, eben zu den Lustspielen oder Komödien passend.

Natürlich sah ich auch das Schild mit der Werbeaufschrift. Lady Sarah hatte es mir in klein gezeigt, hier konnte ich den Text in großen Buchstaben lesen. Die Tafel hatte ebenfalls noch im Schaufenster ihren

Platz gefunden.

Der Name selbst stand über dem Eingang. Die einzelnen Buchstaben setzten sich aus einer verschiedenfarbigen Leuchtschrift zusammen, die jetzt nicht in Betrieb war.

Genau zur richtigen Zeit stand ich vor dem Geschäft. Die Glastür war geschlossen. Auch auf ihr hing ein Plakat. Es zeigte den letzten Bondtitel »The living Daylights«.

Nur die wenigsten Menschen gönnten der Videothek einen Blick, wenn sie vorbeigingen. Niemand außer mir hatte Interesse daran, den Laden zu betreten.

Ich stieß die Tür auf.

Zunächst hörte ich ein sanftes Klingeln, das eine Glocke über mir verbreitete, dann betrat ich einen Raum, den ich ohne Übertreibung als andere Welt bezeichnen konnte.

Ich hatte schon zahlreiche Videotheken gesehen, in manche nur einen Blick hineingeworfen, diese aber war ebenso außergewöhnlich wie ihr Name.

Das begann schon mit der Einrichtung. Ich bewegte mich nicht auf einem normalen Fußboden, sondern über Quadrate, die stumpf gewordenen Spiegeln ähnelten.

Sie lagen dicht beisammen, und ihre Fugen waren hell abgesetzt.

Man bekam tatsächlich den Eindruck, auf zerbrechlichem Material zu laufen. Vielleicht setzte ich deshalb so vorsichtig meine Schritte.

Der Raum war sehr groß. Er bildete ein Viereck, das von einem Verkaufstresen der Tür gegenüber abgeschlossen wurde. Über der Theke sah ich einen Fernseher mit sehr großem Bildschirm. Natürlich war der Apparat an einen Recorder angeschlossen.

Der Verkaufstresen hätte auch in einen Pub gepaßt, denn vor ihm standen einige Hocker. Sicherlich bekam man hier auch etwas zu trinken, was auch nicht mehr ungewöhnlich für Videotheken war.

Der einzige Kunde war ich nicht. Im Hintergrund suchten zwei Jugendliche die gefüllten Regale durch.

Es gab hier alles. Vom Sexfilm bis zum Streifen für Kleinkinder.

Und natürlich die neuen Kinohits auf Kassette.

Sarah Goldwyn hatte von einer ungewöhnlichen Atmosphäre gesprochen. Ich konnte mich ihrer Meinung nicht anschließen.

Okay, der Laden war anders aufgemacht als die meisten Videotheken, aber etwas Unheimliches spürte ich nicht.

»Ja, den nehmen wir!« schrie einer der beiden Jugendlichen und schleuderte eine Kassette hoch. »Der ist stark.«

Ich kümmerte mich um die beiden nicht und entdeckte dafür links vom Verkaufstresen die Tür, von der Lady Sarah ebenfalls gesprochen hatte. Durch sie waren Kunden gegangen und hatten beim Zurückkommen verändert ausgesehen.

Die interessierte mich natürlich. Ich war drauf und dran, es schon auszuprobieren, als sich hinter der Theke eine weitere Tür öffnete und eine Frau auf der Schwelle stand, die mich leicht schlucken ließ.

So sehr beeindruckte sie mich.

Das mußte einfach Sandra sein, der dieses Höllenparadies gehörte.

Sie sah mich, ich sah sie, und beide blieben wir für einen Moment stehen, so daß jeder den anderen genau beobachten konnte.

Mir kam sie vor wie eine Göttin der Antike. Ob das Haar echt war oder es sich dabei um eine Perücke handelte, konnte ich beim besten Willen nicht feststellen. Jedenfalls floß es goldfarben zu beiden Seiten des schmalen Gesichts bis fast auf die Schultern. Die Frau hatte es zu Strähnen gedreht und in die Strähnen hinein zahlreiche kleine Perlen geknüpft. In ihrem Gesicht sah ich kein Lächeln, dafür eine etwas blasse Haut, die allerdings auch einen goldfarbenen Schimmer bekommen hatte. Möglicherweise durch einen leichten Puderüberzug. An den Gelenken klirrten Reifen und Ketten. Bestimmt goldener Modeschmuck. Ihr Gesicht war schmal, der Mund fiel besonders auf, weil er ein helles Rot zeigte, das die Lippen scharf konstruierte.

Was sie an Kleidung trug, hätte eher in eine exklusive Bar oder zu einer Abendgesellschaft gepaßt, aber nicht in den Verkaufsraum einer Videothek.

Es war ein dunkelgrünes, eng anliegendes, schulterfreies Kleid mit einem äußerst gewagten Ausschnitt. Die Divas aus Hollywood hatten in den fünfziger Jahren diese Kleider getragen, aber diese Mode war ja wieder aktuell.

Ich wußte nicht, ob es bis zu den Knöcheln reichte oder als Mini aufhörte, interessiert hätte es mich schon, denn diese Frau verströmte einen unterkühlten Sex, der mich nicht kalt ließ. Ich ahnte, daß unter der Maske ein wahrer Lavastrom floß, wenn diese Person einmal aus sich herausging.

Ich stufte sie als eine Mischung aus Vamp und Lady ein. Dazu paßte auch die Zigarette, die in einer langen Spitze steckte. Diese hielt sie lässig zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand.

Die Musterung hatte höchstens zwei Sekunden gedauert, und ich knipste mein Lächeln an.

»Guten Tag«, sagte ich dabei.

Sie nickte zurück und lächelte ebenfalls. »Ein neuer Kunde?« fragte sie nach dem Tagesgruß.

»Ich könnte einer werden.«

»Das würde mich freuen.«

»Sie sind Sandra, nicht wahr?«

»Ja, mir gehört die Videothek.«

»Man hat mir berichtet, daß es die beste innerhalb Londons sein soll.«

Jetzt lachte sie. »Die Leute übertreiben meist.«
»Das würde ich nicht sagen.«
»Moment, Mister, ich kümmere mich gleich um Sie. Warten Sie noch.« Sie hatte zu tun, denn sie mußte die beiden Jugendlichen bedienen, sie sich mit fünf Action-Filmen vollbepackt hatten und jetzt zum Verkaufstresen kamen.
»Die gibt's doch als Angebot, nicht?« fragte einer.
»Ja, sogar über den Jahreswechsel.«
»Dann nehmen wir die.«
»Sehr gern.« Sandra stellte die Zigarette in einen kleinen Ständer und füllte die entsprechenden Papiere aus.
Ich hatte es mir mittlerweile auf einem der drei Hocker bequem gemacht und wurde von den Jugendlichen beobachtet. Ihre Blicke waren abschätzend, nicht eben freundlich. Ich wußte auch nicht, was ich ihnen getan hatte. Vielleicht mochten sie keine Erwachsenen.
»Wie ist das denn mit dem Club?«
Ich bekam spitze Ohren, als die Frage gestellt wurde. Hatte Lady Sarah das möglicherweise gemeint.
Sandra, die gebückt stand, hob den Kopf. »Club?«
»Ja, wir haben davon gehört.«
»Ihr irrt euch«, erklärte sie lächelnd. »Es gibt hier keinen Club. Jeder wird gleich behandelt. Das mit dem Club ist nur ein Gerücht, von dem ich auch gehört habe.«
»Wir wissen es aus sicherer Quelle.«
»Wie sicher ist sie?«
»Sehr.«
»Dann ist eure Quelle versiegt. Es gibt keinen Club! Sonst noch etwas?«
»Nein.«
»Dann bekomme ich jetzt zwei Pfund.«
Beide Ausleiher teilten sich das Geld. Sie wollten noch einmal auf den Club zu sprechen kommen, aber Sandra winkte energisch ab.
Den jungen Leuten blieb nichts anderes übrig, als zu verschwinden.
Mir hatten sie damit ein gutes Stichwort gegeben. Auch ich beschloß, Sandra nach dem Club zu fragen, allerdings nicht sofort.
Sie wartete, bis die Tür hinter den Kunden zugefallen war, dann wandte sie sich mir zu.
»Jetzt sind wir allein im Paradies«, versuchte ich es mit einem blöden Scherz.
»Höllenparadies«, verbesserte sie mich.
»Sorry, ich vergaß.« Als ich sah, daß auch sie weiterrauchte, griff ich ebenfalls zu einer Zigarette. »Weshalb eigentlich Höllenparadies?«
Sandra hob die wohlrasierten Augenbrauen in die Höhe. »Haben Sie die Werbung nicht gelesen, Mister…«

»Sagen Sie einfach John.«
»Gern.«
»Das habe ich schon. Nur bin ich ein recht phantasieloser Mensch und kann mir darunter nicht viel vorstellen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum, daß Sie phantasielos sind. Es scheint mir eher das Gegenteil der Fall zu sein.«
»Weshalb sollte ich Sie anlügen?«
»Keine Ahnung.«
»Sie haben mir auf meine Frage noch keine Antwort gegeben. Weshalb Höllenparadies?«
»Es ist fast schon zu simpel. Weil Sie sich hier den Himmel als auch die Hölle leihen können. Die Hölle bei Horror-Streifen, der Himmel bei anderen Filmen.«
»Sex-Geschichten?«
»Auch das.«
»Sie sind gut sortiert, nicht?«
»Ich kann die Wünsche all meiner Kunden befriedigen, wenn Sie das meinen, John.«
Ich grinste. »Alle?«
»Die im Rahmen liegen.«
Ich schaute mich um und benahm mich bewußt etwas tolpatschig.
»Sie haben aber wenig Betrieb, Sandra.«
»Das wird sich legen. Am Morgen läuft es immer etwas Schwächer an. Gegen Abend wird es besser. Möchten Sie einen Kaffee oder einen Saft?«
»Saft wäre nicht schlecht.«
Sie bückte sich und holte unter der Theke eine Flasche und ein Glas hervor. Es war Bananensaft, den sie in das Glas kippte. Sandra selbst nahm nichts.
Ich prostete ihr zu und trank. Dann nickte ich. »Schmeckt nicht schlecht, wirklich.«
»Wir tun etwas für unsere Kunden.«
»Noch bin ich keiner.«
»Sie wollen doch sicher einer werden.«
»Das schon.«
»Dann schauen Sie sich bitte um, John. Lassen Sie sich Zeit. Noch haben Sie die freie Auswahl.«
Um nicht unglaubwürdig zu wirken, rutschte ich vom Hocker und begann mit meiner Wanderung entlang der Begalreihen. Meine Güte, hier war wirklich alles vertreten. Lady Sarah mußte einfach ihren Spaß haben, wenn sie der Videothek einen Besuch abstattete.
Ich interessierte mich besonders für die Rubrik des fantastischen Films, wozu ich Horror, SF und Fantasy zählte. Wer hier etwas suchte, wurde hervorragend bedient. Er konnte sich die Klassiker ebenso

ausleihen wie die modernen Gruselstreifen.

Was ich tatsächlich suchte, fand ich leider nicht. Einen Hinweis auf Atlantis, auf das Auge.

Zwischendurch kamen auch Kunden, die kurz schauten, sich Filme liehen und rasch wieder verschwanden.

Sandra erledigte die Kundenwünsche mit einer Lässigkeit, die viel Profitum verriet.

»Na, was gefunden?« rief sie mir zu.

Ich drehte mich um. »Noch nicht.«

»Ist die Auswahl zu groß für Sie, John? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.« Sie verließ ihren Platz hinter dem Verkaufstresen und kam auf mich zu.

Erst jetzt wurde mein Wunsch erfüllt. Ich stellte fest, daß ihr Kleid nicht bis zum Boden reichte. Und der Schlitz im Kleid offenbarte viel.

Sandra besaß sehr gutgewachsene Beine. Ihre hochhackigen Pumps paßten in der Farbe genau zu ihren Haaren. Ein Flittergirl der ersten Klasse. Doch sie bestand nicht nur aus Fassade, sie war auch eine eiskalte Geschäftsfrau, sonst hätte sie einen Laden wie diesen nicht aufziehen können.

»Arbeiten Sie ohne Personal?« fragte ich.

Sie schaute mich verwundert an. Auf ihren Augendeckeln lag ein Hauch von Goldstaub. »Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

»Nein, das müssen Sie mir sagen, John.« Sie zielte mit dem goldlackierten Nagel des Zeigefingers auf mich. »Ein Mann wie Sie fragt nicht grundlos.«

»Ich wunderte mich darüber. Bei der Größe dieser Videothek müßten Sie eigentlich Personal haben.«

»Und ich dachte schon, daß Sie bei mir anfangen wollten, John.«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Schade.«

»Wie ist das mit dem Personal?«

»Ja, ich beschäftige hin und wieder Aushilfskräfte, wissen Sie? Bekannte…«

»Ach so.«

»Dachten Sie denn an etwas anderes?« Sie kam näher. Ich nahm den Duft ihres Parfüms wahr. Er roch exotisch und auch fremd. Ich jedenfalls hatte ihn noch nie zuvor bemerkt.

Sandra kam wieder auf das eigentliche Thema zu sprechen. »Sie interessieren sich also für Filme. Horror, SF, Abenteuer…«

»In der Tat.«

»Und da finden Sie nichts?« Sandra deutete auf das große Regal mit Streifen aus diesem Genre.

»Die meisten kenne ich schon.«

»Dann kann ich Sie als einen Fachmann ansehen?«

»So ungefähr.«

Sie trat einen Schritt zurück und nickte. »Interessant«, sagte sie leise. »Wirklich interessant. Einen Menschen, der sich so auskennt wie Sie, trifft man selten.«

Ich hob die Schultern. »Dennoch habe ich ein Problem.«

»Ich helfe gern.«

»Es geht mir um dieses Emblem, das Auge, verstehen Sie?«

»Ach. Was wollen Sie denn damit?«

»Gar nichts, wirklich. Nur hat es mich seltsam berührt, denn so etwas ist mir neu. Das habe ich zuvor nie gesehen. Das Auge ist wirklich interessant. Es hat mich nicht losgelassen, als ich es zum erstenmal sah. Wie sind Sie auf das Emblem gekommen?«

»Es gefiel mir.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ist es Ihnen einfach so eingefallen? Oder hat Ihnen ein Grafiker geholfen?«

»Nein, ich besitze selbst genug Phantasie.«

»Gratuliere.«

Sandra lachte mich an. »Also wirklich, John, Sie sind etwas Besonderes. So direkt hat mich noch nie jemand nach diesem Emblem gefragt. Haben Sie einen besonderen Grund?«

»Einer Bekannten fiel es auf.«

»Sie ist Kundin?«

»Und ob.«

»Dann müßte ich Sie kennen.«

»Sicher.« Ich wandte mich ab und ging wieder auf den Tresen zu, wo noch immer mein Saft stand. Sandra folgte mir langsamer. Sie schritt wie eine Göttin über den ungewöhnlichen Untergrund. Es sah so aus, als würde sie von einem Quadrat zum anderen schweben. Ihr Gang war etwas Besonderes, daran konnte sich manches Mannequin ein Beispiel nehmen. Ich war gespannt, ob sie auf meinen Köder einging.

Sandra schob sich wieder hinter die Theke, wo ebenfalls ein Hocker für sie stand. »So, eine Kundin. Wie heißt sie?«

»Sarah Goldwyn.«

Sandra zog die Augenbrauen zusammen. Sie tat so, als müßte sie nachdenken. Ich aber war davon überzeugt, daß sie die Horror-Oma kannte. Ich half ihr trotzdem auf die Sprünge. »Sie ist nicht mehr die Jüngste. Vielleicht sogar Ihre älteste Kundin.«

Sie nickte. »Natürlich, die kenne ich. Sarah Goldwyn kommt des öfteren zu mir. Sie interessiert sich besonders für Action-Filme. Das gesamte Genre des Phantastischen ist ihr nicht neu. Eine ungewöhnliche Frau.« Sandra lachte. »Ist sie Ihre Mutter?«

»Nein, ich sagte doch, sie ist eine Bekannte.«

»Pardon, ich vergaß.« Sie spielte mit Ihren Fingern, schaute auf die

lackierten Goldnägel und hob dann den Kopf, um mich wieder anzuschauen. »Was hat Ihnen Mrs. Goldwyn denn berichtet?«

»Sie fand die Videothek außergewöhnlich. Sie geriet direkt ins Schwärmen, wenn sie davon redete.«

»Das kann ich mir vorstellen. Auch hier hat sie sich ungewöhnlich benommen.«

»Wie das?«

»Nun ja. Sie ist wirklich gut informiert. Die steckt die jungen Leute in den Sack.«

»Das ist typisch.«

»Und diese Dame hat Sie auf mein Emblem aufmerksam gemacht, John?«

»So ist es.«

Sandra schüttelte den Kopf. »Was fand sie daran so gut, wenn ich fragen darf?«

Ich zierte mich etwas, um die goldhaarige Person noch mehr warten zu lassen. »Es ist so, daß Sarah Goldwyn in ihrem Leben viel durchgemacht hat. Sie ist zum Beispiel mehrfache Witwe, aber sie hat sich nie auf die faule Haut gelegt. Sie war und ist geistig noch immer ungemein rege. An ihr kann sich manch junger Spund eine Scheibe abschneiden. Sarah Goldwyn besitzt eine sehr breite Bildung, und sie ist allem zugetan, was in den Bereich des Phantastischen fällt. Sie hat viel gelesen, sie kennt sich aus, und ich muß Ihnen sagen, daß ihr auch das Auge aufgefallen ist.«

»Das fällt jedem…«

»Aber anders, Sandra.«

»Wie denn?«

»Sie brachte es in Verbindung mit dem längst versunkenen Kontinent Atlantis.«

Endlich war ich am Ziel, an das ich mich regelrecht hingetastet hatte. Ich erkannte an Sandras Reaktion, daß meine Worte genau ins Schwarze getroffen hatten.

Sie starrte mich an.

Ich wich ihrem Blick nicht aus und glaubte, in ihren Pupillen goldene Funken wirbeln zu sehen. »Was sagten Sie?«

»Atlantis.«

Sie hob ihre rechte Hand, strich durch das Goldhaar, wo die eingeflochtenen Perlen anfingen zu klirren. »Wie kommt sie darauf?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

Ich tat weiterhin harmlos, hob meine Schultern und meinte locker:

»Wie gesagt, Lady Sarah ist eine sehr belesene Person. Sie kennt sich eben in der Welt des Mystischen aus. Sie hat sich auch mit dem versunkenen Kontinent beschäftigt, und sie muß bei ihren Forschungen auch auf das Auge gestoßen sein. Somit hat sie dann die

Spur zu Atlantis gefunden.«

Sandra lächelte. Es fiel ihr schwer, wie ich bemerkte. »Ich dachte mir schon, daß sie eine außergewöhnliche Frau ist. Daß sie aber so reagieren würde, überrascht mich.«

»Positiv oder negativ?«

»Neutral.«

»Aha.« Ich trank mein Glas leer. »Eine Frage noch. Hatte sie denn recht mit ihrer Vermutung, was Atlantis betrifft?«

»Kann sein.«

»Dann haben Sie das Auge einfach nur genommen, weil es Ihnen vom Design her gefallen hat?«

»Auch.«

Wir konnten uns leider nicht mehr weiter unterhalten, weil wieder Kunden kamen. Auch Hausfrauen befanden sich darunter. Sie hatten ihren Einkauf kurz unterbrochen und suchten Kassetten für sich und ihre Familien aus. Sandra hatte viel zu tun, zumal niemand da war, der ihr half. Mich ließ sie nie aus dem Auge. Immer wieder warf sie mir heimlich Blicke zu. Sie waren verstohlen, abschätzend, vielleicht sogar wissend. Jedenfalls konnte ich sie nicht genau deuten.

Für mich war Sandra eine rätselhafte Person. Ich ging nicht davon aus, daß sie Dreck am Stecken hatte, aber hinter ihrer glatten Fassade verbarg sich ein Geheimnis.

Ich hoffte sehr, daß ich bald in die Lage geriet, wieder mit ihr zu reden, denn ich wollte ihr noch weitere Fragen stellen und sie etwas in die Enge treiben.

Die Gelegenheit ergab sich. Einige Kunden standen an den Regalen und waren sich noch nicht schlüssig, was sie nehmen sollten.

»Da wäre noch etwas, Sandra.«

»Und was?«

»Kennen Sie Willy?«

Ich hatte gehofft, sie mit dieser Frage überrumpeln zu können, das schaffte ich leider nicht. »Willy? Wer soll das sein?«

»Jemand, der ebenfalls das Auge kennt.«

»Auch ein Kunde?«

»Das glaube ich nicht. Willy ist kein Kunde, eher das Gegenteil von dem, wenn Sie verstehen?«

»Tut mir leid, John! Wollen Sie sich nun einen Film aussuchen, oder nicht? Sie sehen, ich habe zu tun.«

Es lag auf der Hand, daß Sandra mich loswerden wollte, aber ich wollte noch nicht gehen und benahm mich deshalb wie jemand, der noch nach einem Film suchte.

Diesmal führte mich mein Weg zu den Komödien, wo ich schließlich einen Lustfilm fand, in dem Eddie Murphy die Hauptrolle spielte. Ihn wollte ich als Alibi mitnehmen.

Vor mir warteten noch drei weitere Kunden. Ich stellte mich an und schaute Sandra zu, die ihren Job mit großer Routine erledigte.

Die beiden Kunden waren zufrieden, gingen wieder, und ich war schließlich an der Reihe.

»Sie haben einen gefunden, John?«

»Ja.«

»Darf ich mir Ihre Personalien aufschreiben. Sie kommen dann in die Kundenkartei und…«

Wieder betrat jemand den Laden. Ich hörte es am Klingeln der Glocke und drehte mich automatisch um.

Ich dachte schon, mich würde der Schlag treffen. Die Person, die soeben das Geschäft betreten hatte, kannte ich gut.

Es war Sarah Goldwyn!

***

»Einen wunderschönen guten Tag«, sagte die Horror-Oma, die einen langen grünen Wollmantel trug und einen etwas steif wirkenden Hut auf dem Kopf hatte. »Da bin ich mal wieder.«

Sandra sah aus, als wüßte sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Zumindest zuckten ihre Mundwinkel, und sie gab den Gruß mit wesentlich leiserer Stimme zurück.

»Sarah!« rief ich.

Sie kam lachend näher, hatte sogar ihren Stock mitgenommen, auf den sie sich stützte. »John, mein Junge, so sieht man sich wieder.«

»Du hattest mir die Videothek ja empfohlen.«

»Stimmt. Bist du jetzt enttäuscht?« Sie blieb neben mir stehen.

»Nein, ich habe sogar einen Film gefunden.«

»Welchen?«

Ich sagte den Titel.

»Ach, den kennst du doch.« Sie schaute Sandra an. »Wahrscheinlich hat dich die Schönheit dieser jungen Lady durcheinandergebracht. Ist ja verständlich.« Lady Sarah schaute die goldhaarige Frau hinter der Theke an. »Sie sieht aus wie eine Filmfigur. Als würde sie aus einem anderen Land stammen. Aus einem Reich, das tief verborgen liegt, aus einer Welt der Fantasy. Ja, als käme sie aus Atlantis.«

Jetzt ging Sarah aber dick ran, und das merkte auch Sandra. »Was… was reden Sie denn?«

»Ich sage nur meine Meinung.«

»Hören Sie doch auf.«

»Nein, meine Liebe, ich fange erst an. Sie hören mir jetzt zu. Bin ich eine gute Kundin, oder bin ich es nicht?«

»Sie sind eine gute Kundin.«

»Wunderbar, Mädchen. Dann möchte ich auch in den Genuß des Clubs kommen. Sie verstehen?«

Sandra verzog das Gesicht. »Wie… wie meinen Sie das denn, Mrs. Goldwyn?«
»Ich weiß, daß hier ein Club existiert, und dem möchte ich gern beitreten.«
»Gerüchte!«
»Nein, Sandra. Weshalb streiten Sie alles ab? Den Club gibt es. Ich möchte ihn kennenlernen.«
»Und ich auch«, sagte ich leise.
»Da sehen Sie es, Sandra. Jetzt haben Sie schon zwei neue Mitglieder bekommen.«
Sie holte tief Atem. »Wenn ich Ihnen sage, daß dieser Club nicht existiert, daß er nur ein Gerücht ist…«
»Das glaube ich Ihnen wiederum nicht. Ich habe einfach zuviel gesehen, verstehen Sie? Es gibt Leute, die dem Club angehören. Sie kommen hier in den Laden und gehen auf diese Seitentür zu.« Sie zeigte darauf. »Was verbirgt sich dahinter? Die Club-Zentrale etwa?«
»Nein!«
»Was dann?«
»Ein normaler Raum, in dem man sich Filme anschauen kann.«
Lady Sarah begann hintergründig zu lächeln. »Film ist nicht gleich Film. Welche Streifen kann ich mir dort anschauen? Filme, die möglicherweise verboten sind?«
»Nein.«
»Dann könnten auch wir…«
»Ja.«
Sarah Goldwyn drehte sich um und schaute mich an. »John, mein Junge, weshalb sitzen wir noch hier? Laß uns hineingehen und uns einen Film anschauen.«
»Dafür wäre ich auch.«
»Aber ich nicht!« erklärte Sandra. »Ich möchte nicht, daß Sie sich jetzt einen Film ansehen.«
»Und weshalb nicht?« fragte ich.
»Es gibt verschiedene Gründe. Ich bin nur allein und…«
Wieder betrat jemand den Laden. Sarah und ich drehten uns um.
Es war ein Mann, der die Schwelle übertrat und mit etwas steifen Schritten vorging. Er trug einen grauen Anzug und hatte um den Hals einen grünen Schal gewickelt.
»John!« zischte Lady Sarah mir zu. »John, verflixt, noch mal, das ist er. Das ist einer von ihnen.«
»Von wem?«
»Von den Bleichen, zum Teufel! Das ist einer von den Bleichen, die mir aufgefallen sind.«
Noch während sie sprach, hatte ich Sandra angeschaut. An ihrem Gesichtsausdruck erkannte ich, daß es ihr verflixt unangenehm war,

jetzt diesen Besuch bekommen zu haben. Sie hielt den Mund zusammengepreßt und wußte nicht, wie sie reagieren sollte.

Der Mann kümmerte sich nicht um die in den Regalen liegenden Filme. Er ging noch zwei Schritte vor und blieb so ziemlich in der Mitte des Raumes stehen.

Er hatte irgend etwas vor, das stand fest, nur wußten wir nicht, was er wollte. Das zeigte er uns in den nächsten Sekunden. Zuerst riß er die Arme hoch, dann streckte er sie vor und legte die Hände zu einer flehenden Geste zusammen. »Ich muß es sehen!« schrie er.

»Ich muß es einfach sehen, verstehst du? Zeige mir das Auge, zeige es mir, Sandra…« Er trat bis an den Verkaufstresen, wo er stehenblieb und auch weiterhin die Hände rang. »Bitte, zeig mir das Auge. Ich will den Weg finden. Ich muß nach Atlantis. Ich will…«

Wir griffen nicht ein. Dafür bewegte sich Sandra sehr schnell. Sie schoß hinter dem Tresen hervor und packte den Ankömmling bei den Schultern. »Bist du verrückt?« zischte sie. »Du bist wahnsinnig! Wie kannst du nur so etwas sagen?«

»Ich will…«

»Was willst du?«

»Das Auge, Atlantis, die Filme, die Monstren. Sie lassen mich nicht mehr los. Ich habe die Hölle gesehen. Ich… ich …« Er stützte sich ab. Der Mann stand unter Druck. Er schwitzte ungemein stark und atmete mit weit geöffnetem Mund. »Bitte …«

»Geh jetzt! Verschwinde!«

»Das Auge…«

»Nein! Es gibt kein Auge!« rief Sandra.

Er starrte sie an. Dann nickte er. »Ja, es ist gut. Ich habe verstanden. Ich habe dich sehr gut verstanden.« Er drehte sich um, ohne von uns Notiz zu nehmen, und ging schwankend zur Tür.

Auch ich wollte nicht mehr länger bleiben. »Den Film hole ich mir später«, sagte ich und lief dem Mann nach. Sandra sah so aus, als wollte sie mich aufhalten, überlegte es sich dann anders und blieb hinter ihrem Tresen stehen.

Lady Sarah blieb zurück. Das gefiel mir zwar nicht hundertprozentig, war andererseits auch nicht schlecht. So befand sich Sandra wenigstens unter Kontrolle…

***

»Kann ich eine Tasse Kaffee haben?« Lady Sarahs Frage riß Sandra aus ihren Gedanken, die nicht eben positiv waren, wie man dem Gesichtsausdruck ablesen konnte.

Sie nickte heftig. »Ja, natürlich, gern. Entschuldigung, daß ich daran nicht gedacht habe. Ihr Bekannter hat mich völlig durcheinandergebracht, wissen Sie?«

»Weshalb?«
Sandra ging zur Warmhalteplatte. Sie nahm die Kanne und goß eine Tasse voll. »Auch Milch und Zucker?«
»Ich trinke ihn schwarz.«
»Bitte.«
»War das die Hölle, Sandra, die ja auch zu Ihrem Paradies gehört?«
»Wieso?«
»Der Mann reagierte sehr ungewöhnlich, wenn ich ehrlich sein soll. Er schien mir Furcht zu haben.«
»Wovor?«
»Er wollte das Auge sehen.« Sarah trank und schaue Sandra über den Rand der Tasse hinweg an.
»Unsinn. Es gibt kein Auge.«
»Zumindest auf ihrer Reklame.«
»Das ist auch alles. Der Kerl stand unter Stoff. Das konnte doch jeder sehen.«
»Wenn es der Fall war, dann stand er unter einem besonderen Stoff«, sagte Sarah.
»Wie meinen Sie das denn?«
»Unter einem magischen Einfluß, meine liebe. Glauben Sie mir, ich habe für so etwas ein Auge.«
Sandra schaute die ältere Frau an, als würde sie Lady Sarah für verrückt halten. »Wie können Sie so etwas nur sagen? Das ist doch Unsinn! Blühender Unsinn!«
»Finden Sie?«
»Und wie!«
»Ist dann Atlantis auch Unsinn?« flüsterte die Horror-Oma.
Sandra ballte die Hände. »Was wollen Sie damit sagen?«
»Nicht viel. Ich finde nur, daß Ihr als Emblem benutztes Auge und Atlantis in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Das ist alles. Sie können sagen, was Sie wollen, daran kommen Sie nicht vorbei.«
»Sind Sie gekommen, um zu provozieren, oder wollten Sie sich einen Film ausleihen?«
»Ich möchte in den Club!«
»Den es nicht gibt.«
»Sorry, Sandra, aber ich glaube Ihnen nicht.«
»Was glauben Sie denn, Mrs. Goldwyn?«
»Ich finde, daß hier in Ihrer Videothek gefährliche Dinge ablaufen. Ich rechne sogar damit, daß Sie Menschen manipulieren. Ich habe die Bleichen gesehen, wenn sie aus dem Hinterzimmer kamen. Sie waren völlig verändert. Sie müssen mit etwas Schlimmen konfrontiert worden sein. Wie heißt es noch? Sandras Höllenparadies. Mehr Hölle als Paradies.«
»Meinen Sie?«

»Ja!«

Die Frau mit den goldenen Haaren lächelte plötzlich. »Irgendwie muß ich Sie bewundern, daß Sie in Ihrem Alter noch diese Ausdauer besitzen, Lady Sarah. Sie lassen einfach nicht locker.«

»Das ist eben meine Art.«

»Die auch gefährlich werden kann.«

»Möglich, aber damit muß ich mich halt abfinden. Sonst noch etwas?«

»Ja, Mrs. Goldwyn, da ist noch eine Sache.«

»Welche?«

»Moment.« Sandra verließ ihren Platz hinter der Verkaufstheke und ging zur Tür. Lady Sarah folgte ihr mit den Blicken. Erstaunt sah sie, daß Sandra abschloß.

»Was soll das?«

An der Tür gab Sandra die Antwort. »Sie haben vom Club gesprochen.«

»Dann gibt es ihn doch?«

»Ja, aber nur für besondere Menschen.« Sandra lächelte raubtierhaft, und Lady Sarah glaubte daran, daß sie den Bogen überspannt hatte.

»Bin ich ein besonderer Mensch?«

»Jetzt ja.« Sandra nickte heftig.

Sarah Goldwyn erwiderte nichts. Sie überlegte nur, doch etwas anderes war dabei, ihre Gedanken zu vertreiben. Sie hatte John Sinclair von der ungewöhnlichen Atmosphäre berichtet, die in der Videothek herrschte. Etwas, das man nicht fühlen konnte, das einfach vorhanden war und wie ein Schauder über die Haut glitt.

Jetzt war sie da!

Das andere, das nicht Faßbare. Die Strömung aus einer anderen Welt oder Zeit. Möglicherweise durch Sandra, die sich weiterhin nahe der Tür aufhielt und ein wissendes Lächeln aufgesetzt hatte, das Lady Sarah überhaupt nicht paßte.

Lady Sarah ignorierte ihre Gefühle und die fremde Strömung. Sie konzentrierte sich allein auf die Realitäten. »Was soll das?« frage sie.

»Weshalb haben Sie abgeschlossen?«

»Weil wir unter uns bleiben müssen.«

»Meinetwegen nicht. Außerdem erwarte ich meinen Freund, Mr. Sinclair, zurück.«

»Sinclair heißt er also.«

»Wußten Sie das nicht?«

»Nein, ich kannte nur seinen Vornamen. Ist aber interessant, daß man alles erfährt.« Sandra ließ sich überhaupt nicht beirren und ging weiterhin ihrer Arbeit nach. Sie öffnete die Tür eines grau gestrichenen Kastens in der Wand und betätigte einen Hebel. Das konnte selbst Sarah Goldwyn sehen.

Etwas geriet an der Schaufensterscheibe in Bewegung. An der Decke entstand ein schmaler Spalt. Aus ihm rollte etwas hervor. Es war breit und dunkel.

Eine schwarze Leinwand.

Sie senkte sich der Tiefe entgegen, bis sie den Boden erreicht hatte und gleichzeitig dafür sorge, daß von außen her niemand mehr in den Laden schauen konnte.

Sandra drehte sich wieder. »Jetzt sind wir unter uns«, sagte sie und drückte in dem Kasten auf verschiedene Knöpfe, so daß die Beleuchtung eingeschaltet wurde. Eine Illumination aus blauem und rotem Schein, der sich über den Laden senkte und die Konturen etwas verwischte.

Die Atmosphäre hatte etwas Geheimnisvolles bekommen, als würde sie eine Botschaft vermitteln.

»Na?«

Lady Sarah gab keine Antwort. Sie wollte abwarten, denn das hier schien ihr erst der Anfang zu sein.

Sandra kam näher.

Sie schwebte über die Platten. Ihre Haare bewegten sich dabei. Die Perlen klirrten leise gegeneinander und begleiteten ihren Weg mit einer fremdartig klingenden Musik.

»Manche Menschen sind eben so neugierig, daß ich sie einfach einweihen muß, verstehen Sie?«

»Noch nicht.«

»Das werden Sie gleich, Lady Sarah Goldwyn.« Sandra war sich ihrer Sache sehr sicher. Sie blieb in der Mitte des Raumes stehen und breitete die Arme aus.

Die in den Regalen stehenden Filme schimmerten geheimnisvoll.

Das Licht streifte die Rücken der Kassetten und verlieh manchen Titelbildern einen fremden Glanz.

Sandras Körper mit den ausgebreiteten Armen bildete so etwas wie ein Kreuz. Die Finger hatte sie dicht zusammengelegt, so daß die Hände wie Speerspitzen wirkten.

Jetzt bewegte sie die Finger, so daß ihre golden lackierten Nägel leicht blinkten.

Genau das war ein Zeichen.

Um die Hände herum veränderte sich die Luft. Sie fing an zu flimmern und bekam gleichzeitig eine andere Farbe, die wie ein feiner, blauer Nebel wirkte.

Dunst, der nicht wolkig durch den Raum strömte, sondern eine Kontur bekam.

Zu einem Bogen fand er sich zusammen, der sich über den Kopf der jungen Frau hinwegzog und an der anderen Seite den Boden berührte. Ein großes Oval war entstanden.

Ein Auge…
Tiefblau in einem Mittelpunkt, in der Pupille, wo Sandra stand.
An den Seiten aber auslaufend und weniger dicht.
»Du hattest mein Zeichen sehen wollen«, erklärte sie flüsternd.
»Hier ist es. Hier ist das Auge, mein Emblem, und hier ist noch etwas anderes. Die Offenbarung des Grauens, des Schrecklichen. Schau zu Boden, Sarah Goldwyn. Sieh hin, sieh in die Platten…«
Die Worte waren so deutlich und fordernd gesprochen worden, daß Lady Sarah nicht anders konnte.
Ihr Blick fiel auf die Quadrate – und als erste Reaktion zog sie die Beine an, um die Füße auf den unteren Hockerring zu stellen, denn der Boden hatte sich verändert.
In den Quadraten zeigten sich Bilder. Schaurige Szenen.
Schlimme, unheimliche Geschöpfe, die der normalen Welt nicht entstammten. Es war so, als hätte das Pandämonium seine Pforten geöffnet und das Grauen entlassen…

***

Der Bleiche hatte mich mißtrauisch gemacht. Er war ein Mensch, der Schlimmes hinter sich hatte, der einen Blick woanders hingeworfen hatte und von Dingen wußte, die ich noch nicht kannte, aber sehr gern gesehen hätte.
Deshalb wollte ich ihn verfolgen, und ich hoffte stark, daß ich ihn auch stellen konnte.
Er war nach links gelaufen, das hatte ich noch sehen können. Zu dieser Mittagsstunde herrschte auf den Gehwegen reger Betrieb.
Zwar schoben sich die Leute nicht hintereinander voran, aber es reichte aus, um jemandem Deckung zu geben.
Das genau hatte der Bleiche nicht nötig. Er ahnte nicht, daß ihm jemand auf den Fersen war. Deshalb bewegte er sich völlig ungezwungen, schaute nicht einmal zurück und lief an der Hausfront entlang, wobei er die Geschäfte passierte, mal einen Blick in die Schaufenster warf, durch seine Haare strich, dann weiterlief, sogar andere Passanten anrempelte, ohne sich zu entschuldigen. Immer mehr kam es mir vor wie eine Flucht.
Ich mußte mich sputen, um mit ihm Schritt halten zu können. Vor meinen Augen tanzten die Gesichter der Menschen. Manchmal kam ich nicht umhin, die Leute ebenfalls zur Seite zu drücken, damit ich freie Bahn bekam. Den Bleichen behielt ich dabei im Blick.
Er stoppte plötzlich. Dann drehte er sich auf der Stelle. Ich rechnete schon damit, entdeckt worden zu sein, aber er machte nicht den Eindruck, als würde er sich für mich interessieren.
Der Mann wischte über sein bleiches Gesicht. Er tat es sehr langsam, hatte dabei die Hände gespreizt und zog die Finger von der Stirn

abwärts in Richtung Hals. Es sah aus, als wollte er sich die Haut von den Knochen abziehen.

Einige Passanten schauten ihn kopfschüttelnd an, bevor sie weitergingen.

Der Bleiche lief auf eine Hauswand zu. Er mußte dabei den Gehsteig überqueren. Als er die Wand erreichte, ließ er sich gegen sie fallen und stützte sich mit beiden Händen ab. Mit zitternden Schritten bewegte er sich nach rechts, vorbei an einer Türnische und hinein in eine schmale Einfahrt, die zwei Häuser trennte.

Befand sich dahinter sein Ziel?

Ich startete sofort und tauchte ebenfalls in die schmale Lücke, in der Papier und anderer Abfall auf dem Boden lagen, wo der Wind mit dem Zeug spielen konnte.

Die Einfahrt mündete in einen Hof.

Da fand ich den Bleichen wieder. Er hatte auf einer alten Parkbank seinen Platz gefunden, sich mit dem Rücken gegen die Lehne gedrückt und den Kopf nach vorn sinken lassen.

Wer die Bank in den Hof gestellt hatte, war mir unklar. An sich standen hier nur Müllcontainer, die auch von Ladenbesitzern benutzt wurden. Beobachtet wurden wir nicht weiter. An den Fenstern der Hausrückseiten zeigte sich niemand.

Ich ging sehr gemächlich auf den Bleichen zu. Neben ihm blieb ich stehen. »Darf ich mich setzen?« fragte ich höflich.

Der Bleiche antwortete nicht. Er stierte weiterhin vor seine Fußspitzen, atmete heftig, manchmal sogar stöhnend.

Ich ließ mich neben ihm nieder.

Ein viel zu warmer Wind fand seinen Weg in den Hinterhof und brachte zahlreiche Gerüche mit. Zudem nahm ich auch den Körpergeruch des Bleichen wahr. Aus seiner Kleidung strömte es muffig. Die Haut roch nach salzigem Schweiß.

»Möchten Sie eine Zigarette?«

»Nein!« Die Antwort klang abweisend. Er wollte mit mir nichts zu tun haben.

»Einen Kaffee? Wir könnten in ein Lokal gehen und dort eine Tasse zusammen trinken.«

»Auch nicht.«

»Gut.«

»Gehen Sie. Lassen Sie mich allein! Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben.«

»Es kann sein, daß ich Ihnen helfen möchte.«

»Mir kann niemand helfen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil es so ist.«

»Wegen Sandra?«

Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als er sich veränderte.

Zunächst war es nur seine Haltung. Er setzte sich steif hin, wirkte innerlich verkrampft und drehte mir dann das Gesicht zu. In den dunklen Augen stand nicht mehr die Angst, es war mehr ein lauernder Ausdruck, mit dem er mich betrachtete.

»Gehören Sie auch zum Club?« fragte er wispernd.

Ich ließ ihn mit meiner Antwort im Unklaren. »Möglich.«

Er faßte sie als positiv auf. »Ja, er ist schon etwas Besonders. Wie auch Sandra.«

»Lieben Sie Sandra?«

»Wir alle verehren sie.«

»Wer seid ihr?«

»Die Auserwählten. Wir gehören zum Club. Wir haben das Auge gesehen. Das wunderbare Auge.«

»Ich kenne es. Das Auge ist tatsächlich außergewöhnlich. Man findet so etwas nicht oft.«

»Es ist einmalig!«

Ich nickte. »Das weiß ich. Aber ich bin neu dabei. Kann man tatsächlich in die Hölle schauen?«

»Ja, ich habe sie gesehen. Ich habe nicht nur hineingeschaut«, flüsterte er, »ich war sogar dort, verstehen Sie? Ich habe das Glück gehabt, die Reise machen zu können.«

»In die Hölle?«

»Nein. In ein fremdes Land, verstehst du? In ein sehr fremdes Land, das weit weg liegt.«

»Atlantis!«

»Ja!« rief er. Plötzlich war er ein anderer Mensch. Positive Gefühle durchströmten ihn. Er sprang in die Höhe. »Atlantis ist wunderbar. Es ist das Land, wo Milch und Honig fließen. Wir sind die Auserwählten. Wer es einmal gesehen hat, wird es immer wieder sehen wollen. Es ist so wunderbar, und das Auge ist das Tor in diese fremde Welt. Das Tor zu Atlantis, verstehen Sie?«

»Ich kenne das Land ebenfalls.«

Er setzte sich wieder hin. »Sandra ist so anders geworden«, sagte er leise und jetzt mit weinerlicher Stimme. »Sie hat mir nicht erlaubt, in das Auge hineinzuschauen. Ich durfte einfach nicht. Ich weiß den Grund nicht. Ich bin so traurig. Aber ich muß es sehen, sonst rinnt das Leben weg. Die Sehnsucht zehrt mich auf…«

»Ich möchte es auch tun. Wie heißen Sie eigentlich?«

»David Ball.«

»Okay, David, ich bin John. Wir beide sollten uns zusammenschließen und es gemeinsam versuchen.«

»Meinen Sie?«

»Weshalb nicht?«

Er nickte. »Eigentlich ist es eine gute Idee, John. Das sollten wir machen.«

»Sandra wird bestimmt nichts dagegen haben. Wo kommt sie eigentlich her?«

»Aus der fernen Welt.«

»Aus Atlantis.«

»Ja, sie ist die Königin. Sie hat dort ihr Reich gehabt. Sie war eine Seherin, die in das Pandämonium schauen konnte. Sie war es, und sie ist es wieder.«

»Hat sie den Untergang überlebt?«

»Sonst wäre sie nicht hier.«

»Natürlich, klar. Wie konnte ich nur so dumm sein?« Ich lachte.

»Jetzt wollen wir nicht mehr länger warten und zurückgehen, um gemeinsam in das Auge schauen zu können.«

David Ball zögerte noch. »Ich… ich darf es nicht«, sagte er. »Ich kann es nicht zulassen.«

»Wieso? Weshalb haben Sie Ihre Meinung so plötzlich geändert?«

»Ich bin ein Auserwählter. Ich bin ein Vertrauter und darf nicht über die Dinge reden.«

»Das haben Sie doch schon.«

»Ja, ich weiß.« Er rieb seine Hände aneinander. »Ich habe mich schuldig gemacht, sehr schuldig.«

»Nein, David. Sie sind nicht schuldig. Sie sind ein Mensch, der weiß. Und Wissende sind nicht schuldig.«

»Es ist ein Land, das Verräter bestraft!« rief er.

»Aber nicht Sie!«

»Doch. Es schlägt zu. Es läßt sich nichts gefallen.« Er sprang plötzlich wieder auf. Die Blässe war aus seinem Gesicht verschwunden.

Eine andere Farbe hatte die Haut übergossen. Ein kräftiges Rot, als würde er sich schämen oder Angst haben. »Ich… ich habe es verraten. Ich habe Sandora verraten, ich …«

Ein neuer Name war gefallen. Sandora. Er hörte sich nicht viel anders an als Sandra.

Sollte diese Frau ihren Namen gewechselt haben? Aus Sandora ließ sich leicht Sandra machen.

David Ball geriet außer sich. Er mußte ein furchtbar schlechtes Gewissen haben. Er kam sich als Verräter vor, als ein Mann, der nicht mehr zurückkonnte.

»Geh!« keuchte er mich an und schüttelte wild den Kopf. »Ich habe dich durchschaut. Du bist kein Freund! Du bist Sandoras Feind! Du haßt Atlantis. Du weißt es nicht zu würdigen. Du hast mich reingelegt. Du bist kein Freund mehr, nein…«

Ich wollte ihn festhalten. An der Jacke erwischte ich ihn noch, dann konnte er sich mit einer heftigen Drehbewegung losreißen und rannte

auf die Einfahrt zu.

Ich wollte hinterher, war zu langsam, denn als ich startete, hatte er bereits die Einfahrt erreicht.

Nur schaffte er es nicht mehr, in sie hineinzutauchen und sie zu durchlaufen.

Da war plötzlich die Sperre, und die bestand aus einem kalten, blauen, die Einfahrt versperrenden Auge.

Aus dem Nichts war es erschienen. Das Auge aus Atlantis, das ihm so ungemein viel bedeutet hatte, schlug nun zurück. Mit einem letzten taumelnden Schritt erreichte er die große Pupille und torkelte in sie hinein. Mir kam die nächste Szene vor, als würde sie in Zeitlupe vor meinen Augen ablaufen.

Er ging noch einmal, hatte das rechte Bein angehoben und wurde plötzlich langsamer.

Der Vergleich mit dem Hochsteigen einer Treppenstufe traf bei ihm voll und ganz zu.

Er stieg in die Pupille, und sie schluckte ihn.

Der Sog riß an dem Körper des Mannes. Er holte ihn tief in das Innere des Auges und damit auch hinein in eine andere, in eine ferne Welt mit dem Namen Atlantis.

Ich sah ihn fallen, taumeln, sich zur Seite drehen und mit Armen und Beinen um sich schlagen. Er verkleinerte sich, war bald nur noch ein Punkt und zerplatzte.

Auf einmal war er nicht mehr da. Es hatte keine Lichtexplosion gegeben, einfach nichts.

Nur den Menschen David Ball gab es nicht mehr.

Das alles war innerhalb weniger Sekunden geschehen. Als ich den Beginn der Einfahrt erreichte, war das Auge längst verschwunden.

Vor mir lag der Durchgang zwischen zwei Wänden.

Ich blieb stehen und stellte mir ernsthaft die Frage, ob ich geträumt hatte oder nicht. In den Knien spürte ich ein weiches Gefühl, mein Kopf fühlte sich leer an, ich mußte mir die Kehle freiräuspern und strich mir den Schweiß von den Wangen.

Es war vorbei…

Nur stellte sich die Frage, ob Sandra und damals Atlantis den Verräter mit der Vernichtung bestraft hatten oder ob er jemals wieder als normaler Mensch erschien.

Eine Aufklärung bekam ich auf dem Hinterhof nicht. Die konnte ich mir nur in Sandras Höllenparadies holen, wo Lady Sarah Goldwyn hoffentlich noch auf mich wartete…

***

Erst das helle und etwas schrill klingende Kichern riß Lady Sarah aus ihren Gedanken. Sandra hatte es ausgestoßen und sich dabei nicht

vom Fleck gerührt.

Sie stand wie eine Königin inmitten des Raumes und mit beiden schmalen Füßen auf einer Platte.

Unter ihr zeigte die Hölle ihr Bild!

Lady Sarah schaute in Sandras Gesicht und dann wieder in die Tiefe. Die Gestalten innerhalb oder unterhalb der Platte – so genau war es nicht festzustellen – bildeten ein Spektrum des Schreckens.

Alle Monstren waren vertreten.

Ein grünhäutiger Vampir hatte sein Maul weit aufgerissen, so daß die Blutzähne blinkten. Ein gelblich schimmerndes Skelett streckte hilfesuchend die Arme aus, als wollte es an einer Stange aus der Tiefe klettern.

Vor dem Vampir stand eine Gestalt, die wie ein halbverwester Zombie aussah. Auch sie streckte die Arme nach oben, als wollte sie mit den Fingerspitzen aus der Platte winken. Daneben lauerte ein Ungeheuer, von dem Lady Sarah nur den Kopf sah. Er leuchtete feuerrot. Die schrecklichen Reißzähne innerhalb des Mauls dafür weiß wie Schnee.

Und Sandra lächelte.

Sie genoß es, von den Monstren umgeben zu sein. Sie aalte sich in diesem Wissen, und ihre Augen glänzten wie zwei Sterne. »Sandras Höllenparadies«, sagte sie leise. »Weißt du nun, alte Frau, was es damit auf sich hat?«

»Inzwischen ja.«

»Das ist gut, Lady Sarah, sehr gut. Du warst etwas zu neugierig. Dafür mußt du die Konsequenzen tragen. Du siehst mich hier inmitten des Auges. Es hat mich nicht im Stich gelassen und dafür gesorgt, daß all meine alten Freunde mit in diese Welt kamen. Ich habe ein Stück des Erbes eines alten Kontinents in diese Welt gebracht. Was glaubst du, was gechieht, wenn ich die Tür aufschließe und dir erkläre, daß du hinausgehen kannst? Na?«

»Ich müßte über den Boden laufen!«

»Sehr richtig, über den Boden. Darauf warten meine Freunde. Ich bin das Paradies, sie aber sind die Hölle. Daran sollst du immer denken. Himmel und Hölle! Wie nahe liegen sie doch zusammen. So nahe wie hier wirst du sie nicht mehr sehen.«

»Was wollen Sie?«

»Ich will dich aufklären, Sarah Goldwyn. Du hast sehr viele Fragen gehabt, und du sollst die entsprechende Antwort bekommen. Ich werde dich in die Schar meiner Freunde und Vertrauten einweihen. Du hast von einem Club gesprochen, der im Nebenraum tagt. Es stimmt. Diesen Club der Auserwählten gibt es tatsächlich, und ich habe mich entschlossen, dich ebenfalls mit hineinzunehmen. Du wirst ein Mitglied in dem Club werden. Ist das nicht toll?«

»Und wenn ich nicht möchte?«

»Dann lasse ich dich gehen.« Sandra drehte sich und deutete auf die Tür. »Bitte, der Weg ist frei. Rutsch vom Hocker und lauf auf die Tür zu. Sie wird nicht mehr versperrt sein.«

»Und die Monstren?«

Sandra hob die Schultern. Sie stand nicht mehr inmitten des Auges, sondern völlig frei im Raum. »Muß ich noch etwas sagen?«

»Nein.«

»Dann entscheide dich.« Sie deutete an Sarah vorbei. »Dort befindet sich der Eingang zum Club. Was dich hier erwarten kann, weißt du. Was du dort finden wirst, weißt du nicht. Beides ist ein Risiko. Für eines mußt du dich entscheiden.«

Sarah Goldwyn überlegte und bereute es gleichzeitig, so neugierig gewesen zu sein. Sie hätte am besten zu Hause bleiben und ihre Neugierde zähmen sollen. Das ging nun nicht mehr, also mußte sie sich für eine Möglichkeit entscheiden.

Zudem wollte sie Zeit gewinnen. John Sinclair war ja nicht aus der Welt. Bestimmt hatte er den Bleichen schon eingeholt und würde wieder mit ihm zurückkehren. Sie hatte nicht auf die Uhr geschaut, wann John verschwunden war. Länger als eine Viertelstunde war er sicherlich nicht weg. Und lange konnte es nicht mehr dauern.

»Warte nicht zu lange, Sarah, sonst zerre ich dich persönlich vom Hocker. Noch kannst du dich entscheiden.«

»Ja, natürlich.« Sarah Goldwyn spürte die kalte Haut auf dem Rücken. Himmel, niemand war da, der ihr einen Ratschlag geben konnte. War das eine nicht ebenso schlimm wie das andere?

»Wenn ich jetzt in deinen Club gehe, Sandra, dann muß ich ebenfalls über den Boden laufen.«

»Das stimmt.«

»Dann werden mich die Monstren angreifen und…«

Sandra schüttelte den Kopf. »Nein, Mrs. Goldwyn. Nein, nicht, wenn ich es nicht will. Du vergißt, daß ich ihre Königin bin. Ich kann sie holen, durch diese Welt spazieren lassen und sie auch wieder zurück in die andere Zeit beordern.«

»Wie den Killer Willy, nicht?«

Jetzt stutzte sie. »Du weißt von ihm?«

»Deshalb bin ich sogar gekommen. Nicht nur ich kenne sein Geheimnis, auch andere.«

»John Sinclair?«

»So ist es.«

Sandra nickte. »Das habe ich mir sogar gedacht, alte Frau. Euer Spiel war gut, aber nicht gut genug für mich, denn ich bin etwas Besonderes, daran solltest du denken. Ich bin eine Person, die einfach nicht verlieren kann. Es geht nicht, weil ich aus einem Land komme,

in dem es Dinge gab, über die heutige Menschen lachen. Ich besitze einen Teil des Wissens aus der fernen Vergangenheit. Und jetzt möchte ich endlich, daß du dich entscheidest. Ich weiß, daß du Zeit gewinnen willst, aber dir kann niemand mehr helfen. Um deinen Freund werde ich mich später kümmern.«

»Ja, ich habe mich entschieden.«

»Und wofür?«

Lady Sarah hob ihren Stock an und deutete mit der Spitze auf die zweite Tür. »Ich möchte den Club sehen. Ich will kennenlernen, was dort geschieht. Ich will…«

Sandra ließ sie nicht ausreden. »Du hast eine gute Wahl getroffen, gratuliere.«

»Es wird sich noch herausstellen.«

»Dann geh bitte.«

Lady Sarah hatte schon des öfteren in kniffligen Situationen gesteckt, in die sie sich immer wieder hineinlanciert hatte. Diese aber gehörte zu den gefährlichsten.

Sie stemmte die Stockspitze wieder auf den Boden, der seine normale Härte besaß.

Dann drehe sie sich auf dem Hocker, streckte das rechte Bein aus, um mit der Fußspitze den Boden zu berühren, betrat ihn aber noch nicht, weil etwas anderes geschah.

Jemand rüttelte an der Tür.

Dann hörten Sandra und Lady Sarah eine fordernde Männerstimme. »Öffnen Sie sofort. Polizei…«

Beide Frauen kannten die Stimme. Sie gehörte John Sinclair. Doch nur Sandra sagte etwas: »Zu spät, Sarah Goldwyn, zu spät. Er wird dir nicht helfen können…«

***

Auf meinem Weg zum Laden überkam mich das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben. Ich hätte in der Videothek bleiben und den Bleichen nicht verfolgen sollen. Viel Neues hatte er mir auch nicht mitteilen können. Nur hatte ich Lady Sarah mit dieser Sandra allein lassen müssen. Daß sie etwas Besonderes war, stand fest.

Und sie war gefährlich.

Wer Pläne verfolgte, die gewaltig waren und wo magische Dinge eine große Rolle spielten, der schreckte auch nicht davor zurück, andere Menschen ins Verderben zu ziehen und sie vom Leben zum Tod zu befördern. So sah es nun leider aus.

Deshalb rannte ich so. Immer wieder mußte ich Menschen ausweichen, die sich über mein Verhalten wunderten. Die Videothek erreichte ich trotzdem in einer Rekordzeit.

Kurz vor dem breiten Schaufenster verlangsamte ich meine Schritte,

lief parallel zur Scheibe und sah sofort, daß sich etwas verändert hatte.

Das Schaufenster zeigte zwar noch die gleiche ungewöhnliche Dekoration, trotzdem hatte sich etwas verändert. Es war dunkler geworden. Das lag an dem Vorhang, der die gesamte Breite des Schaufensters einnahm und die Auslagen durch seinen Schatten verdunkelte.

Ungewöhnlich…

Ich räusperte mich und holte keuchend Luft. Daß etwas nicht stimmte, hatte mir die Veränderung der Dekoration bewiesen.

Meine Angst um Lady Sarah wuchs.

Mit wenigen Schritten war ich an der Tür, drückte auf die Klinke und fand den Eingang verschlossen.

Verdammt auch.

Zwei Sekunden ließ ich mir Zeit. In meinem Hirn überschlugen sich die Gedanken.

Ich konnte die Tür nicht einmal aufhämmern, das wäre gegen das Gesetz gewesen. Jeder Inhaber hatte das Recht, seinen Laden abzuschließen, wann er wollte.

Was also tun?

»Öffnen Sie sofort, Polizei!«

Ich hatte die Worte so laut gerufen, daß sie auch von Passanten verstanden worden waren.

Zwei Männer blieben stehen, schauten mich an und gingen dann weiter.

»Ein Bulle, der sich einen Porno holen will!« schrie ein Teenager.

Die Kleine huschte mit einem Skateboard an mir vorbei und streckte mir noch die Zunge raus.

Wieder rief ich meinen Spruch, rüttelte auch an der Klinke, ohne Erfolg.

Dann brüllte ich Sarahs Namen.

Zweimal hintereinander. Endlich bekam ich eine Antwort. »John, ich… aaahhh …!« Jetzt wurde ich zum Tiger!

***

Lady Sarah bekam mit, wie Sandra nach ihren Worten heftig nickte.

Sie hatte der alten Dame erklärt, daß John Sinclair ihr nicht würde helfen können, und Sarah wußte auch, daß Sandra im Prinzip recht hatte.

»Ich gehe!« sagte die Horror-Oma.

»Aber sofort!«

Lady Sarah rutschte vom Hocker. Diesmal trat sie mit dem rechten Fuß in ein Quadrat, das von einem grüngelben Fischmonstrum ausgefüllt wurde.

Sie rechnete sogar damit, im Boden zu versinken, doch sie blieb auf dem Quadrat stehen.

»Na?« fragte Sandra. »Habe ich gelogen?«

»Anscheinend nicht.«

Sandra lächelte nur und deutete auf die zweite Tür. »Dort mußt du durchgehen.«

»Natürlich!«

Lady Sarah berührte noch mit ihrem verlängerten Rücken den Hocker, stemmte sich nun ab und trat mit beiden Füßen in das vor ihr sich abzeichnende Quadrat.

Dort stand sie zunächst gut, nur Sandra trieb sie weiter an. »Geh durch die Tür.«

Lady Sandra drehte sich nach rechts. Sie mußte an der Verkaufstheke vorbei, aber sie verfolgte längst einen anderen Plan.

Draußen stand John Sinclair. Nur wenige Yards entfernt. Er brauchte eigentlich nur zuzugreifen, sie brauchte nur hinzulaufen, sich gegen die Tür werfen.

»Geh…«

Und die Horror-Oma lief in Richtung Clubtür. Den zweiten Schritt tat sie, dann den dritten.

Danach passierte es.

Auf der Stelle drehte sie sich herum. Sehr schnell, denn sie stützte sich gleichzeitig mit der Stockspitze ab. Und die schwang plötzlich hoch und zielte wie das Ende einer Lanze auf Sandra.

Lady Sarah hatte sich zu einem Angriff entschlossen, den sie auch durchführte.

Ihr rechte Arm zuckte vor. Um nicht getroffen zu werden, mußte die Frau zur Seite ausweichen. Dabei geriet sie aus dem Rhythmus, verlor das Gleichgewicht und auch die Übersicht.

Noch einmal stieß Lady Sarah zu. Diesmal traf sie, und Sandra krümmte sich.

Der Weg zur anderen Tür war frei.

Sarah Goldwyn lief auf sie zu. Nicht einmal die Hälfte der Strecke schaffte sie.

Die böse Magie der Sandra begann zu wirken. Die hatte vom Paradies und der Hölle gesprochen.

Lady Sarah lernte die Hölle kennen.

Plötzlich steckte sie fest. Sie hatte das Gefühl, in einen Sumpf hineingezogen zu werden. Auf einmal konnte sie nicht mehr weiterlaufen, da war etwas, das sie festhielt.

Und nicht nur der Boden, sondern die zahlreichen Hände und Finger der Monstren.

Sie kamen wie Schlangen aus der Tiefe, schnellten mit peitschenartigen Schlägen hervor, und Lady Sarah spürte sie überall

an ihren Beinen. An den Knöcheln, den Waden, sogar an den Oberschenkeln.

Sie kam nicht mehr weiter..

Aber sie kämpfte. Auf der Stelle drehte sie sich nach links. So konnte sie auch Sandra sehen, die vor einem Regal stand und mit Vergnügen beobachtete, was mit der Horror-Oma geschah und wie diese verzweifelt versuchte, den Monsterklauen zu entgehen.

Fleischlose Finger umklammerten sie ebenso wie verfaulte Klauen.

Besonders hoch reckte sich der Vampir. Er hatte dabei seinen Schädel weit zurückgelegt. Aus der schwarzen Trauerkleidung strömte Lady Sarah ein furchtbarer Geruch entgegen.

Der Gestank nach Grab, Moder, nach Verwesung und dem absoluten Ende. Der Blutsauger besaß eine Kraft, der Lady Sarah nichts entgegenzusetzen hatte.

Er riß sie in die Tiefe des schwammigen Bodens.

Aber die Horror-Oma kämpfte. Ihr rechter Arm wurde nicht festgehalten. Sie rammte die Spitze des Stocks nach unten. Die bestand aus Silber und Lady Sarah wußte auch, wie man einen Vampir pfählte.

Die Stockspitze verschwand so tief innerhalb des mageren Körpers, daß sie an der anderen Seite wieder hervortrat. Über ihren Erfolg konnte sich Sarah Goldwyn nicht freuen. Sie sah, daß der Vampir plötzlich hochzuckte, sein Maul noch weiter aufriß, allerdings nur, um den grüngrauen, stinkenden Qualm zu entlassen, der in den Raum wehte.

Dann zerfiel er.

Eine weitere Klaue faßte sie, und die riß Lady Sarah um.

Da half ihr auch nicht mehr der Stock. Sie traf nichts mehr, die Spitze fuhr nur in den weichen Boden, bevor dieser ihre Schulter umklammerte wie gieriger Morast.

Auch mit den dreifachen Kräften hätte Lady Sarah es nicht mehr geschafft, sich zu befreien.

Ihr blieb nicht der Hauch einer Chance körperlicher Gegenwehr.

Sie konnte nur noch eines tun.

Um Hilfe schreien.

Die Horror-Oma rief John Sinclairs Namen. Gerade noch bekam sie ihn heraus, bevor die Masse Lady Sarah den Mund verstopfte und sich noch in der gleichen Sekunde über ihr schloß. Sandra, die Besitzerin des Höllenparadieses, nickte zufrieden, bevor sie sich abwandte, über die Rechtecke hinwegschwebte und durch die Tür verschwand, die zum Club führte…

***

Jetzt sah die Sache anders für mich aus. Ein Mensch hatte um Hilfe geschrien, er befand sich in Gefahr. Für mich ein Grund, einzugreifen.

Ob die Tür nun verschlossen war oder nicht, das sollte mich nicht weiter stören, ich mußte hinein in dieses verfluchte Höllenparadies.

Mit der Schulter rammte ich gegen den Rahmen, hörte es knirschen und knacken, aber die Tür hielt.

Ich trat zurück, wollte einen kurzen Anlauf nehmen, als mich jemand festhielt. Es war eine harte Pranke, die sich auf meine linke Schulter gelegt hatte.

Ich drehte den Kopf und schaute in das finstere Gesicht eines schnauzbärtigen Uniformierten.

»Ich glaube, das reicht, Mister!« meint der Bobby.

»Das reicht nicht.« Ich riß mich los.

Der Bobby wollte nachfassen, da hatte ich schon meinen Ausweis gezogen. »Scotland Yard. Sie werden mir helfen, die Tür zu öffnen.«

»Aber wieso?«

»Keine Widerrede jetzt, los!«

Mittlerweile hatten wir Aufsehen erregt. Eine Gruppe Neugieriger, die ständig größer wurde, umgab uns.

Der Bobby war noch immer durcheinander, wagte aber keinen Widerspruch mehr.

Gemeinsam nahmen wir Anlauf, und wuchteten unsere Körper gleichzeitig an zwei verschiedenen Seiten gegen die Tür. Diesmal klappte es.

Wir hörten das Knirschen und Brechen, die Tür kippte in die Videothek, und der Bobby wäre auch über sie hinweggefallen und in den Raum gestürzt, hätte ich ihn nicht festgehalten.

Diesmal spürte er meine Hand auf der Schulter. Ich schleuderte ihn dem Gehsteig entgegen.

»Sie bleiben da!« fuhr ich ihn an. »Und sind mir dafür verantwortlich, daß niemand den Laden betritt.«

»Ja, ja, ist gut!«

Ich suchte währenddessen Sandra und Sarah Goldwyn. Beide Frauen waren verschwunden.

Ein etwas schummrig wirkendes Licht erhellte den Raum. Durch sein nicht sehr helles Strahlen konnte ich die quadratischen Bodenausschnitte deutlicher sehen.

Und die Bilder darin.

Eine Galerie der Monstren tat sich vor mir auf. Ein Blick in die höllische Welt eines Pandämoniums, wo all die furchtbaren Gestalten versammelt waren, die man ansonsten nur aus den Alpträumen kannte.

Zombies, Ghouls, Mutanten, Skelette – es war einfach alles vertreten, was in der Hölle Rang und Namen hatte.

Nur Sandra fehlte.

Ich stand noch auf der Tür, bückte mich und hob einen recht

schweren und auch langen Holzsplitter hoch.

Ihn schleuderte ich gegen eines der Quadrate.

Er sank nicht ein!

Der Boden war also fest.

Bevor ich ging, drehte ich mich noch einmal um. Der Bobby hatte um Hilfe gepfiffen, allein schaffte er es nicht, die Leute zurückzudrängen. Vor gut einer Minute noch hatte Lady Sarah um Hilfe geschrien, und jetzt sollte sie plötzlich nicht mehr da sein?

Das wollte mir einfach nicht in den Kopf. Ich riskierte es, betrat die Quadrate – und blieb nach drei Schritten stehen, als hätte mir jemand einen Schlag mit einer Planke versetzt.

Mein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

Ich hatte Lady Sarah Goldwyn gesehen.

Sie steckte schräg vor mir im Boden. Genau zwischen zwei bleichen Skeletten…

ENDE des ersten Teils